

Nach dem bisher Gesagten den schönsten, volkreichsten und erklärt sich von den vielen »Weidenbepflanzt war, daher auch die Gemeindebaum« führte, wie wir dies *sub*



Fig. 8.
Das Grundsiegel der Wieden.

zählte diese Vorstadt unstreitig zu ältesten Wiens. Ihr Name »Wieden« Bäumen«, mit denen sie früher in ihrem Amtssiegel einen »Weiden-Figur 8 sehen können.¹⁾

II. CAPITEL.

Die Altwiednerhauptstrasse heute Wiednerhauptstrasse.



Diese Strasse wurde ursprünglich »Die erste Zeile vor dem Kärlthuerthor« genannt, oder wie es im ältesten Urbarium lautete: »Die Zeile auf der rechten Hand, anfangs des Landesfürstlichen Gartens«. ²⁾

Seit Maria Theresia erhielt diese Strasse eine andere Benennung, und zwar zum Unterschied der »Neuwiednerhauptstraße« den Namen »Altwiednerhauptstraße.« Erst, als im Jahre 1850 durch Abbruch des uralten Durchhauses des sogenannten »Adlerhauses«, eine freie Zufahrt von der ehemaligen Adlergasse in die Neu-Wiednerhauptstrasse hergestellt wurde, fand zugleich die Eröffnung dieser letztgenannten Strasse unter dem neuen Namen »Margarethenstrasse« statt, in Folge dessen die Altwiednerhauptstrasse ihre bisherige Benennung verlor und den gegenwärtigen Namen »Wiednerhauptstrasse« erhielt.

Die Strasse verbindet das Glacis mit der Matzleinsdorferstrasse und ist eine der wichtigsten und ältesten Handelsstrassen dieser Vorstadt. — Auch hier gibt es gar viel des Erinnerungswerthen, viele hochinteressante, durch ihre culturelle Bedeutung bemerkenswerthe Bauten, Wahrzeichen und Denkmale, die im Nachfolgenden besprochen zu werden verdienen.

Das Freihaus Nr: 1 (neu 2).

An der Stelle, an welcher sich heute das »Freihaus« erhebt, befanden sich noch um die Mitte des XVII. Jahrhunderts landesfürstliche Gärten und noch im XV. Jahrhunderte waren diese Räume von zwei Seitenarmen des, zu jener Zeit, sehr mächtigen Wienflusses eingeschlossen. Es bildete sich sonach hier eine Insel »Werd« und weil diese Insel später in das Besitzthum eines Mannes gelangte, der mit dem Vornamen »Conrad« hiess, so wurde dieses Gut »Conradswerd« genannt. Wann übrigens die Trockenlegung dieses Rinnsals geschah, ist urkundlich nicht mehr zu erheben; nur so viel ist gewiss, dass damals, als Kaiser Ferdinand III. den Conrad

(heute Goldeggasse); Antonsgasse (Victorgasse), Apfelgasse, Frankenberggasse, Igelgasse, Klagbaumgasse, Kolschitzkygasse (früher Liniengasse), Mostgasse (früher eine Sackgasse zwischen den Häusern Nr. 8 und 10 der Grossen Neumanngasse), Schikanedergasse, zur Erinnerung an den ehemaligen Theater-Director im Freihaus Emanuel Schikaneder, und endlich Schwindgasse dem Andenken des berühmten Malers Moritz v. Schwind geweiht.

¹⁾ Dieser Amtssiegel dürfte erst in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts entstanden sein, denn erst um diese Zeit finden wir denselben den Gemeinde-Urkunden beigedrückt, nämlich einen Weidenbaum mit der Stadt Wien im Hintergrunde. Die Ueberschrift lautete »Gemeinde Wieden«. Nach der Constituirung der neuen Bezirksgemeinden (1862) kam derselbe wieder ausser Gebrauch.

²⁾ Das älteste Urbarium der Wiedner Vorstadt enthält auf Seite 10 und 213 die Benennung obiger Strasse.

Reichsgrafen von Starhemberg mit diesem Gute belehnte, dasselbe noch immer traditionell als *Werd* benannt wurde, daher es auch dann noch den Namen *Conradswerd* fortbehielt, als es längst schon aufgehört hatte, eine Insel zu sein.

Mittelst Urkunde vom 12. Juni 1643 übergab Kaiser Ferdinand III. seinem getreuen Kämmerer und Günstling, dem niederösterreichischen Statthalter Herrn *Conrad Baltasar Reichsgrafen von Starhemberg zu Schaumburg und Wartenberg* dieses Gut zum Lehen. Vier volle Jahre währte dieses Lehensverhältniss, bis am 3. Juli 1647 der Kaiser den ganzen Grund diesem Grafen gegen Erlag von Eintausend Goldgulden nicht blos ins volle Eigenthum überliess, sondern auch ihn von allen Abgaben, Steuern und Einquartierungen für alle künftige Zeiten befreite; daher das Haus seitdem noch im Volksmunde „*Sreibhaus*“ genannt wird. Der hierüber vom Kaiser ausgefertigte „*Sreibrief*“ ist uns im Wiener Stadtarchiv bis heute noch erhalten geblieben. ¹⁾

In den folgenden zehn Jahren erweiterte der Graf diesen Besitz durch Ankauf mehrerer Nachbarhäuser und Gärten, vereinigte sie zu einem Ganzen und legte so von 1647 bis 1657 den Grund zum heutigen umfangreichen „*Sreibhaus*“. — Leider erfreute sich der Graf nicht allzu lange des ruhigen ungestörten Besitzes, denn schon im Jahre 1657 verheerten zahlreiche Feuersbrünste die Stadt, wobei auch das Freihaus in einem verheerenden Brande unterging. *Conrad Graf Starhemberg* baute sich 1660 auf dieser Brandstätte ein neues Heim und errichtete gleichzeitig daselbst die noch heute bestehende Capelle „*Zur heiligen Rosalia*“, von der später die Rede sein soll. Wie bedeutend übrigens schon damals der Umfang des Freihauses gewesen sein musste, geht schon aus dem Umstande hervor, dass während der schrecklichen Pest im Jahre 1679 von den Bewohnern dieses Hauses allein mehr als Dreihundert der Seuche erlagen. — Als später im Jahre 1683 die Türken im Anmarsche waren, loderte abermals das *Sreibhaus* in hellen Flammen auf, diesmal auf Befehl seines eigenen Besitzers, des heldenmüthigen Stadtcommandanten *Ernst Rüdiger Grafen von Starhemberg*. Nach dem glorreichen Entsätze hob sich das Freihaus abermals, aus rauchenden Schutt- und Trümmerhaufen, in noch grösserer und schönerer Gestalt empor.

Aber schon am 24. Juni 1759 brach abermals eine entsetzliche Katastrophe über das Freihaus herein. Dasselbe war damals ein stattliches, reichbevölkertes, wiewohl mit Schindeln gedecktes Gebäude, von beiläufigem Umfange wie heute; nur die Front gegen die Stadt und Wiednerhauptstrasse bestand aus einstöckigen Bauten, jene gegen die Schleifmühlgasse und den Mühlbach aus ebenerdigen Geschossen, und zwischen diesen breiteten sich weitläufige Höfe aus, in welchen nichts Anderes zu sehen war, als Holzbaracken, Scheuern und schlechtgezimmerte Stallungen für Pferde, Schafe, Rinder und Schweine. Im mittleren Hofe (heute Hof Nr. 6) befanden sich Holzstätten für Tischler und Binder, im letzten Hofe (gegen die Schleifmühlgasse) grosse Vorräthe von Bau- und Brenn-Holz, welche dem Grafen *Georg Adam von Starhemberg* (nachmaligem Staatsminister und Obersthofmeister) gehörten, die von seinen Herrschaften aus Oberösterreich hiehergebracht und aufgeschichtet wurden, mit denen der gräfliche „*Holzmeister*“ *Hans Deimer* fast die halbe Stadt mit Brennholz versah.

Hier entwickelte sich nun am oberwähnten Tage (es war an einem Sonntage) in Mitte dieser Holzmassen zum dritten Male eine Feuersbrunst, wie sie grässlicher und furchtbarer noch nie erlebt wurde. Samstag Nachts vom 24. auf den 25. Juni ging ein Stall und eine Heu-

¹⁾ Dieser kaiserliche *Sreibrief*, datirt vom 3. Juli 1647, lautet im Auszuge wörtlich, wie folgt: „Wir Ferdinand III. von Gottesgnaden etc. wollen und befehlen, daß das ganze in Rede stehende vorbezeichnete Gut sammt Gärten und darinnen liegenden Häusern, Bade- und Sitzwasser-, Wasch- und Trockenstätten, dem wohlbedelgeborenen Reichsgrafen Herrn *Conradin Baltasaren von Starhemberg, Erbherrn zu Schaumburg und Wartenberg* unserm lieben getreuen Kämmerer gegen Erlag einer Geldsumme von Eintausend Goldgulden ins volle Eigenthum überlassen und derselbe — (nebst der niederen Dienstbarkeit über dessen Insassen) — von allen Dienstbarkeiten, Steuern und Abgaben, sowie von der Quartierlast für alle künftigen Zeiten befreit und entbunden werde.“

kammer in hellen Flammen auf, in wenigen Augenblicken breitete sich der Brand, bei anhaltendem Sturmwinde, über das ganze Freihaus aus und spottete jeder menschlichen Hilfeleistung. Zuerst legte das Feuer in wenigen Stunden den grössten Theil des Freihauses bis auf den Grund in Asche, dann ergriff es auch die an der anderen Ecke gegenüber liegenden Häuser: das Wirthshaus „Zur rothen Ente“ (heute Hôtel Stadt Oedenburg), das Lammwirthshaus und das Steinmehlhäus (evangelische Schule); endlich trug der noch immer anhaltende Nordostwind brennende Holzstücke und Kohlen in immer grössere Entfernung, so dass sich der Brand bis an den Rennweg fortsetzte, den fürstl. Schwarzenberg'schen Palast ergriff, die dort befindlichen Postställe, Heuvorräthe, die kaiserlichen Korn- und Hafer-Magazine am Heumarkte zerstörte und sich auch mit Blitzesschnelle über die Gegend des heutigen Münzhauses, über die Ungargasse und das nahe Erdberg ausbreitete, wo dann das furchtbare Element 32 Häuser vernichtete und gewiss mehr als 10.000 Menschen zu Bettlern machte.

So gross auch das Unglück schien, so war es doch noch mehr durch den Anblick der allgemeinen Rath- und Hilflosigkeit gesteigert; ganz Wien war auf den Füssen. Jung und Alt lief händeringend zwischen den Brandstätten rath- und zwecklos durcheinander und von allen Seiten mehrte sich der Lärm, der die Verwirrung steigerte. Die dumpfen langgezogenen Töne der Sturmglocke, das unheimliche Rasseln der Trommeln und Wasserwägen, der hell-schallende Hufschlag der Pferde, deren Reiter unablässig die ganze Nacht durch alle Strassen einhersprengten, um das Volk zum Löschen anzutreiben und zwischen durch das dumpfe Tosen des Sturmwindes und der unheimlich gellende Aufschrei der Hilfe- und Rettungsuchenden erhöheten das Grauenhafte der Scenerie. Ueber all' dieses Elend breitete sich zuletzt ein grosses Feuermeer von Gluthen und Flammen, die den Himmel ringsum blutroth färbten und im hellen Widerscheine das Grässliche nur noch grässlicher erscheinen liessen.

Zwei Tage und Nächte dauerte der Brand; schaarenweise flüchteten die armen Unglücklichen und Obdachlosen mit ihren Kindern in die weiten Räume der Paulaner-Gärten und ins Paulaner-Kloster, wo sie Schutz und liebevolle Aufnahme fanden. Das Refectorium glich alsbald einem Spital, denn Schwerbeschädigte, mit Brandwunden Bedeckte, durch brennende Balken, glühende Steine oder herabstürzende Dächer Verletzte gab es in Menge.

Die Mildthätigkeit, jener schönste und edelste Herzenszug der Wiener, wodurch sie sich stets und zu allen Zeiten vor anderen Grossstädtern auf das Vortheilhafteste auszeichneten, zeigte sich auch hier wieder im glänzendsten Lichte. Hunderte von Wohlhabenden eilten auf die Wieden zu den Paulanern hinaus, um Hilfe zu schaffen und die Thränen des Unglücks zu trocken. Dank sei der Herzensgüte der Wiener, kein Armer blieb unbeschenkt, kein Nothleidender ohne werkhätige Hilfe. Bald waren die Wunden geheilt, der Schaden zum grössten Theile gut gemacht und auch das Freihaus wurde wieder neu aufgebaut.

Der mittlerweile (1765) in den Fürstenstand erhobene Georg Adam Starhemberg liess das Freihaus zwar anfänglich nur in seiner ursprünglichen Gestalt erbauen, dann aber, nach 21 Jahren (1786), durch Zubauten und Aufführung eines zweiten Stockwerkes vergrössern, und zwar genau in derselben Gestalt, wie wir dasselbe noch heute zu sehen Gelegenheit haben. Aus jener Zeit stammt auch jene unschöne Einbauchung der Hausfront gegen die Wiedner Hauptstrasse, die allerdings als seltsame Abweichung von der allgemeinen Bauregel der Geradlinigkeit erscheint.

Manchem Vorübergehenden dürfte diese Abnormität aufgefallen sein, ohne dass er sich den Grund dieser Erscheinung erklären konnte. Nun ist es aber buchstäblich wahr und (so sonderbar es auch klingen mag) sogar actenmässig erwiesen, dass der Fürst damals, als er diese eben in Rede stehende Hausfront ausführen wollte, wirklich von der Baubehörde gezwungen wurde, diese Front nur in gebogener (d. i. nach innen gekehrter) Richtung, führen zu dürfen, und zwar aus Rücksicht für eine dort befindliche umfangreiche Düngergrube, welche als Ablagerungsstätte des städtischen Kehrriehs seit einem Jahrhunderte vor dem Freihaue

benützt wurde. Jedoch erhielt Fürst Starhemberg wenigstens noch bei Lebzeiten (er starb nämlich am 19. April 1807) die beruhigende Genugthuung, dass diese jedes Schicklichkeitsgefühl verletzende jauchehältige Mistgrube zu Anfang dieses Jahrhunderts cassirt und der Platz zu Marktzwecken verwendet wurde. Nur die hässliche Einbiegung der Façade blieb uns als bautechnisches Monstrum bis zur Stunde erhalten:

Ein Bild aus der Zeit der Zwanzigerjahre zeigt uns *sub Figur 8* das Freihaus mit seinen beiden Hauptfaçaden.¹⁾

Ein epochemachendes Ereigniss anderer Art war für die Wiener die Errichtung eines stehenden Theaters im Freihausa. Dasselbe begann unter dem Namen „Wiedner Theater“ am 7. October 1786 und endete unter abwechslungsreichen Glücksfällen am 11. Juni 1809, also schon nach 19 Jahren und 8 Monaten.

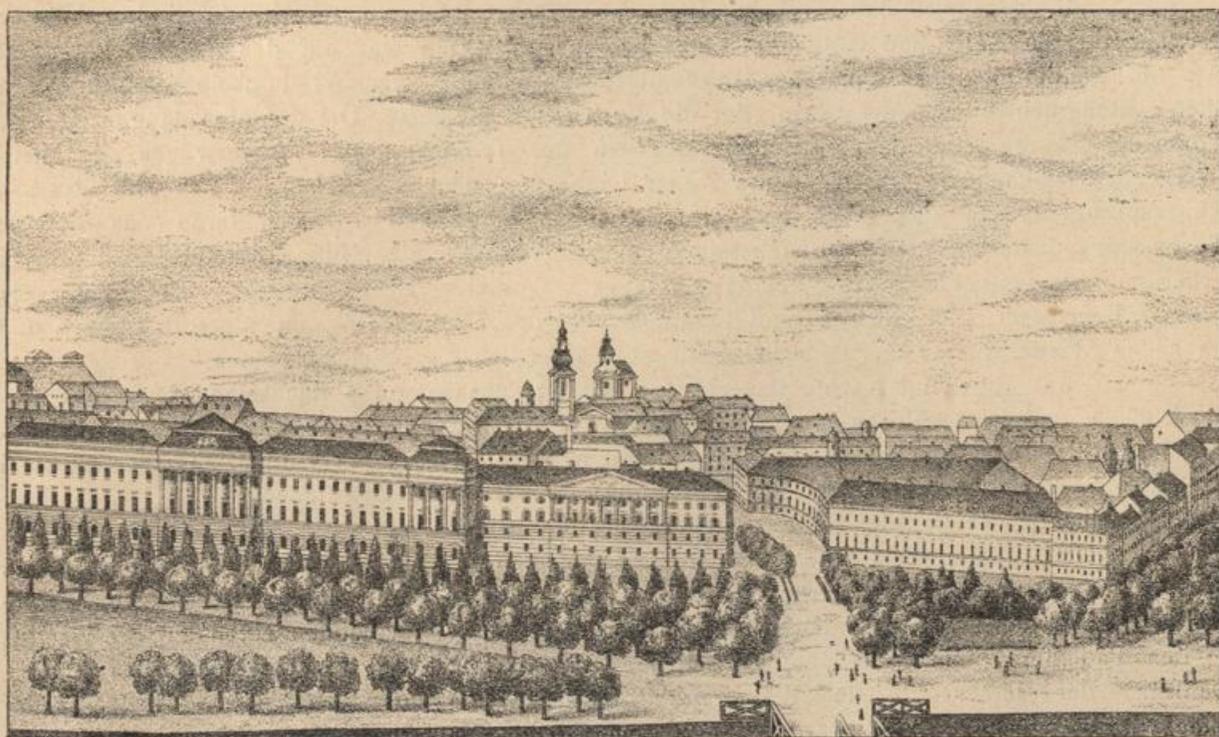


Fig. 9.

Die Wiedner Vorstadt aus den Zwanzigerjahren.

Das Theater im Freihausa.

Dieses Theater gehörte nicht zu jenen stolzen prunkhaften Kunsttempeln, wie sie der verwöhnte Geschmack der Grosstadt heute verlangt. Schlicht und einfach, aus Riegelwänden erbaut, glich es von Aussen mehr einer Scheuer als einem Theater. Auch die, mit kleinen Oellämpchen, spärlich erleuchteten Zuscherräume waren schmucklos, die Wände kahl, grau, in Grau gemalt, die Decorationen einfach. Die Courtine musste bei jedesmaliger Verwandlung in

¹⁾ Das Bild, nach der Natur gezeichnet, aus dem Anfange der Zwanzigerjahre, von der Kärnthnerbastei (oberhalb des alten Kärnthnerthores) aufgenommen, gibt uns vornehmlich den Ausblick auf das Freihaus, das uns hier in jener Gestalt (zweistöckig), wie es bereits im Jahre 1786 aufgebaut war, entgegentritt. Die ziemlich grosse Entfernung, in welche das Haus zurückgerückt ist, lässt uns die oben besprochene Krümmung umso deutlicher erkennen und überschauen. Nicht uninteressant ist auch die architektonische Umgebung im Vordergrund; die alten mit Baumalleen bepflanzten Glacis, links das bereits im Jahre 1816 erbaute Polytechnicum und rechts das zweistöckige Bärenhaus, dem sich die Häuserfront

der Mitte getheilt und von beiden Seiten hinweggeschoben werden. Das Theater stand in dem, gegen die Schleifmühlgasse gelegenen, rückwärtigen Hofe, genau in jener Mitte, wo heute ein eingepflanzter Gasthausgarten sich befindet.¹⁾

Am 7. October 1786 fand die erste Vorstellung unter der Leitung des Directors Christian Rohrbach statt. Man versprach sich nicht viel von diesem Manne, war er doch nur der Principal einer wandernden Comödianten-Truppe, die jüngst zur Marktzeit in einer Bretterbude am Mehlmarkt Vorstellungen gab. Doch fand er im Freihaus-Theater seine Rechnung nicht und überliess aus Mangel nöthiger Baarmittel die ganze Unternehmung schon nach zwei Jahren (März 1788) dem Theaterdichter Johann Friedl, der die Direction gleich anfangs mit vielem Glücke fortführte. Friedl starb jedoch frühzeitig und setzte seine fünfundzwanzigjährige Gesellschafterin Madame Schikaneder testamentarisch zur Alleinerbin ein. Sogleich forderte diese ihren Gatten, den Sänger, Dichter und Possenreisser Emanuel Schikaneder, welcher damals in Regensburg engagirt war, zur Uebnahme dieser Unternehmung auf. Schikaneder kam nach Wien, erhielt von Kaiser Josef II. ein förmliches Privilegium und verband sich, da seine finanziellen Verhältnisse nicht die besten waren, mit Anton von Bauernfeld. Aber auch dieser täuschte sich in seinen pecuniären Erwartungen nur zubald und liess Schikaneder im Alleinbesitze des Theaters. Mittlerweile gewann Letzterer als Schauspieler und Volksdichter die Gunst des Publicums; seine Stücke »Der dumme Anton« und seine weiter hinzugedichteten sieben Fortsetzungen, »Die Wiener Fiaker« und andere ähnliche Localpossen, besonders aber jene heiteren Zauberstücke, wie z. B. »Die Elfenkönigin«, »Der Spiegel von Arcadien«, »Der Stein der Weisen« waren von glänzendstem Erfolge begleitet und machten das Theater zu einer wahren Goldgrube; denn der Geschmack der Wiener, zumal der Vorstädter, hing noch immer mit kindischer Liebe an allem Zauberischen und Märchenhaften und all den trivialen derben Spässen der Possenreisser, die als Gegengewicht der süsslichen Italiener dienten. Die Wiener waren eben genügsamer und anspruchsloser und genossen das Dargebotene mit aufrichtigerer Herzensfreude und grösserer Rührung, als es heute der Fall ist. Sie wollten sich unterhalten, wollten aus vollem Herzen lachen, gleichviel über was immer. Kein Scherz war zu läppisch, kein Spass zu plump, um nicht belacht oder beklatscht zu werden.

So erklärt es sich denn auch, wie es möglich sein konnte, dass Schikaneder eine solche Wirkung auf seine Zuhörer zu üben vermochte; denn im Grunde war er doch nur ein roher und ungebildeter Mensch, ohne jede Schulbildung, ohne feineren Schliff, kaum im Stande, sich schriftlich auszudrücken, überdies von den schlechtesten Leidenschaften beherrscht, ein Schlemmer und toller Prasser, ein liederlicher, gewissenloser Mensch, in dessen Beutel immer nur Ebbe oder Fluth herrschte, heute alles leichtsinnig vergeudend, morgen von Gläubigern auf das Aergste bedrängt.

Ueber alle diese Schwierigkeiten wusste er sich als Theaterdirector doch immer wieder glücklich hinüber zu helfen, durch seine unversiegbare Laune, durch seinen Mutterwitz, durch seine ungeheuere Routine und — wenn man will — auch durch seine Dummdreistigkeit. Er war in den kleinsten Bühneneffecten, in den winzigsten Theaterpraktiken bewandert wie kein

der Wienstrasse anreicht; im Hintergrunde die Paulaner-Kirche, die Kirche zur heiligen Thekla und die Pfarrkirche zu St. Florian.

¹⁾ Castelli gibt uns in seinen Schriften als Zeitgenosse und Augenzeuge eine interessante Schilderung von diesem Theater. Er sagt wörtlich: »Dieser Kunsttempel erhob sich in dem gegen die Schleifmühlgasse gelegenen rückwärtigen Hofe des Freihauses, und sah einer grossen länglich viereckigen Kiste nicht unähnlich. Das Theater hatte beiläufig die Grösse des Josefstädtertheaters und nur zwei Stockwerke. Der Zuschauerraum war ganz einfach bemalt. Seitwärts des Portals, vor der Bühne, standen zwei lebensgrosse Figuren, rechts ein Ritter mit einem Dolche und links eine halb verlarvte Dame, gleichsam als Thaliens Wächter. Der Eintritt in's Parterre kostete einen Siebenzehner, und im letzten Stock ein Siebenkreuzer-Stück«.

Zweiter. Auch schreckte er vor keinem Mittel zurück, wenn es galt, einen Erfolg zu erreichen. So liess er z. B. bei einem neuen Stücke am Theaterzettel ankündigen: »Der Gouverneur werde im zweiten Acte bei lebendigem Leibe von der Brücke herabgeschleudert werden.« Ein anderes Mal gab er ein Stück, in welchem sämtliche Acteure als Federvieh auftraten und ein grosser Hahn und eine grosse Henne die Hauptrolle spielten.

Im Frühjahr 1791 war er abermals von seinen Gläubigern auf's Heftigste gedrängt und der Bankerott schien diesmal unvermeidlich. Da erinnerte er sich seines alten guten Bekannten, des mittlerweile durch seinen »Figaro« und »Don Juan« so berühmt gewordenen Wolfgang Amadeus Mozart, den er vor Jahren in Salzburg in einer Freimaurerloge kennen gelernt. Dieser sollte ihm jetzt aus aller Noth helfen.

Schikaneder war seines Erfolges im Vorhinein gewiss — er kannte ja die Menschen, kannte Mozart, dessen engelgleiches, weiches Gemüth.

Schikaneder eilte also, es war der 7. März 1791, zu dem Meister, schilderte ihm seine trostlose Lage und bestürmte ihn mit beredten Worten, eine zugkräftige Zauberoper zu componiren, um ihn zu retten; auch wies er zugleich einen schon fertigen, wiewohl noch in rohen Umrissen geschriebenen Operntext vor, es war die „Zauberflöte“. — Jeder Andere hätte diese dreiste Zumuthung, für ein Vorstadtpublicum, in einer elenden Bretterbude, eine Oper zu schreiben, als freche Beleidigung mit Entrüstung zurückgewiesen, Mozart aber, diese arglose Kinderseele, schenkte ihm seine volle Theilnahme und versprach ihm thätige Hilfe, auch regte sich in ihm der dramatische Componist. „*Nur habe ich*“ — (so setzte der bescheidene Meister hinzu) — „*noch nie eine Zauberoper componirt, wenn sie daher schlecht ausfällt, kann ich nichts weiter dafür thun!*“ — und mit diesen Worten war der Pact geschlossen. „*Aber was verlangen Sie Honorarium!*“ fragte Schikaneder kleinlaut weiter. — „*Sie haben ja Nichts*“, replicirte grossmüthig Mozart — „*aber es macht Nichts, wir wollen es schon machen, ich gebe Ihnen die Partitur, geben Sie mir dafür was Sie können und wollen, Sie stehen mir aber mit Ihrem Ehrenworte dafür, daß das Werk nicht abgeschrieben werde. Gefällt die Oper, so verkaufe ich sie an andere Directionen, auf diese Art wird Ihnen geholfen und mir doch auch nicht aller Augen entzogen*“.

Schikaneder versprach unter den heiligsten Bethuerungen, diese Bedingungen auf das Gewissenhafteste erfüllen zu wollen.¹⁾

Die Zauberflöte von Mozart für's Freihaustheater componirt.

Noch nie stand ein Kunstwerk in grösserem Gegensatze zu dem Orte, für den es geschaffen wurde, noch nie in grösserem Widerspruche zu den Personen, für die es geschaffen wurde, als »Mozarts Zauberflöte« im Freihaustheater; denn diese Bühne war nicht geeignet einem idealen Kunstwerke von solcher Bedeutung den würdigen, weihevollen Ausdruck zu verleihen und die Zauberflöte war ja wirklich ein Kunstwerk! Ja noch mehr, sie war das Musterbild einer neuen Kunstgattung! Durch sie wurde Mozart der anerkannte Schöpfer der ersten nationalen deutschen Oper, durch sie wurde er ein Componist, der seiner Zeit weit voraus geeilt war; denn seine musikalische Erfindung (wie sie sich

¹⁾ Dieses Gespräch wurde von Süßmeyer, Schüler und treuer Anhänger Mozarts, im Nebenzimmer des Meisters, (Stadt, Rauhensteingasse 970, neu 8) belauscht und noch am selben Tage dem Capellmeister Seyfried wortgetreu mitgetheilt, in Folge dessen dieses interessante, in jeder Beziehung merkwürdige Gespräch der Geschichte erhalten blieb. Wie wenig übrigens Schikaneder Wort hielt, ist wohl sattsam bekannt. Der undankbare, charakterlose Mensch hatte nämlich schon nach wenigen Wochen die Partitur, ohne Wissen Mozarts, an verschiedene Bühnen verkauft und ein brillantes Geschäft gemacht, seinen Wohlthäter aber, der ihn vor dem Bankerott gerettet, darben lassen. Mozart ging leer aus. — Als Letzterer, bereits am Krankenbette, von dieser gemeinen Betrügerei vernahm, wäre er beinahe in Zorn gerathen, doch mässigte er sich gleich wieder und sagte schliesslich: „*Ei was! Er hat's vielleicht nöthiger gehabt als ich, der Lump!*“ — Damit war die Sache für immer vergessen.

z. B. in der Overture, in dem ersten Strofenliede Papagenos, in der ersten Arie Taminos, oder in der grossen Arie der Königin der Nacht kundgibt) war reicher, als bei seinen bisherigen Vorgängern, ja selbst reicher, als bei Gluk und Händl; auch die gesteigerte Kunst der Harmonisirung, die selbstständige Stimmführung und Orchestrirung (wie sie sich z. B. in den Chören, im Priestermarsch, im Quintett, in den beiden Schluss-Finalen zeigt) war etwas Neues, etwas bereits in die neue Zeit Hineinragendes!

Wie schade, dass sämtliche Sänger dieser Bühne (mit Ausnahme der Madame Hofer, der Schwägerin Mozarts, welche die Königin der Nacht sang) ungenügend waren!

Aber ungeachtet dieser Unzulänglichkeit ging, aus dürftiger Hülle, Mozarts Werk doch als unsterbliches Kunstwerk hervor und nahm seinen Triumphzug aus dieser ärmlichen Bretterbude in die ganze weite Welt. Es ruht ein Hauch der Verklärung auf dieser Musik, oft tiefergreifend, oft wieder unendlich rührend, immer aber erfrischend, begeisternd, beglückend!

Im Frühjahr 1791 (Anfangs Mai) begann Mozart an der Zauberflöte zu arbeiten. Schikaneder räumte ihm zu diesem Behufe im Freihausgarten ein kleines Gartenhäuschen ein. Hier schrieb Mozart den grössten Theil seiner Oper in Mitte duftender Blumen,



Fig. 10. Das Mozarthäuschen im Freihausgarten.

zwischen frischem Blättergrün und fröhlichem Vogelgesang; hier war er in seinem eigentlichen Elemente. Wirkte doch die Natur stets befreiend und erheiternd auf seinen Geist! Hier im Gartenhäuschen empfing Mozart auch Besuche, hielt Proben ab, und Schikaneder sorgte auch zeitweilig für lustige Gesellschaft und für die Freuden der Tafel, wobei es nicht selten all zu lustig herging. So kam es denn auch, dass dieses Gartenhäuschen eine gewisse Berühmtheit erlangte und unter dem Namen „Mozarthäuschen“ als pietätvolle Erinnerung für den unsterblichen Meister an derselben Stelle im Freihaus bis zum Jahre 1874 verblieb, bis das Mozarteumstift in Salzburg sich dasselbe vom Eigenthümer Fürsten Camillo Starhemberg zum Geschenke erbat, und es am Kapuzinerberg in Salzburg hinter hohen Klostermauern in trauriger Waldeinsamkeit aufstellte.

Ein Bild *sub Figur 10* zeigt uns dieses merkwürdige Häuschen in getreuer Wiedergabe, wie es noch heute existirt.¹⁾

¹⁾ Dieses Häuschen stand am Ende des Freihausgartens im Hofe Nr. 6, mit der Rückwand an eine Gartenmauer gelehnt, die ringsum den Garten einfriedete. Es war eine Ziegelmauer von nur 3 Schuh Höhe, auf der sich dann grün angestrichene Holzplatten erhoben. Einige Schritte hinter der Thüre führten 6 steinernen Stufen in einen weiten hochgewölbten Raum, in welchem Mozart mitunter Proben abhielt und Chöre einstudirte. Heute werden diese Räume als Hauskeller benützt; der alte Eingang ist zwar verschüttet, aber dafür ein neuer vom Nachbarhofe eröffnet. Die sechs steinernen Treppen sind gleichfalls spurlos verschwunden, nur der Garten ist derselbe geblieben. Mit dem Abbruch des Häuschens (1874) wurde auch eine neue Gartenmauer aufgestellt und man schenkte seitdem diesem Garten keine weitere Beachtung; umso grössere Auszeichnung und Verehrung wurde aber dem „Mozarthäuschen“ in Salzburg im Jahre 1877 bei Gelegenheit des Ersten Salzburger Musikfestes zu Theil, als nämlich dasselbe bei Anwesenheit einer illustren Künstlerschaar der allgemeinen Besichtigung übergeben wurde. Die herrliche Mozartbüste vor dem Häuschen ist eine Arbeit des talentvollen Bildhauers Hellmer und ein munifizentes Geschenk der Familie des Oberbaurathes Carl Freiherrn von Schwarz.

Im Juli war die Oper bis auf die Ouverture, kleinere Partien, einige Chöre und Finale fertig. Da thürmten sich plötzlich mächtige Hindernisse der Beendigung des Werkes entgegen. Ein Cavalier bestellte bei Mozart unter ängstlichster Verschweigung seines Namens auf geheimnissvollste Weise ein Requiem, so dass der stets furchtsame Meister den Besteller für ein Phantom hielt und glaubte, er schreibe das Todten-Requiem für sich; auch die böhmischen Stände bestellten jetzt bei ihm eine Festoper: »Titus«, zur Krönungsfeier Kaiser Leopold II. in Prag, und er musste schon Mitte August dorthin reisen und in der fabelhaft kurzen Zeit von 18 Tagen nicht bloß die ganze Oper componiren, sondern auch einstudiren und sceniren. Am 10. September kehrte er erschöpft von Prag zurück. Die übermässige Anstrengung zerrüttete die ohnehin schwachen Lebenskräfte Mozarts und beschleunigte ihren Verfall. Dazu noch die diätetische, unregelmässige Lebensweise und vor Allem der Misserfolg der Festoper, der schwer auf seiner Seele lastete. Mozart sah blass aus und nahm Medicin, dennoch besorgte er die ganze Scenirung der Oper. — Doch schon bei den letzten Stücken, bei den Schluss-Chören sank er zuweilen erschöpft auf den Stuhl und war von kurzen Ohnmachten befallen! Dennoch entfloss noch am 28. September der Priestermarsch und die Ouverture seiner Feder. Die Aufлагestimmen kamen noch ganz nass zur Generalprobe. Am 30. September musste die Aufführung stattfinden. Ein bisher noch nicht veröffentlichter Brief eines Zeitgenossen Mozarts, des Capellmeisters Seyfried, der hier im Originale vorliegt, ertheilt manche interessante Aufschlüsse über Mozarts Aufenthalt im Freihausgarten, über das sich im Mozarthäuschen mitunter sehr lustig gestaltende Leben und andere die Zauberflöte betreffende Thatsachen.¹⁾

Die erste Aufführung der Zauberflöte im Freihaustheater.

Die erste Aufführung der »Zauberflöte« (man schrieb Freitag den 30. September 1791) mochte für dieses Theater immerhin ein wichtiges, aber gewiss nicht ein sensationerregendes Ereigniss gewesen sein; denn es war keine Premier im modernen Sinne des Wortes. Damals gab es noch keine im Vorhinein aufgestellte Massenapparate für Reclamekünste und Beifallerfolge. Damals gab nur der eigene Werth, das wirkliche Verdienst den Ausschlag. Die Welt war noch nicht vergiftet durch falschen Enthusiasmus, durch falsche Ruhmesgrössen!! Niemand war damals von jener fieberhaften Erregung ergriffen, wie sie

¹⁾ Das Schreiben des Capellmeisters Seyfried lautet wörtlich: „Ihrem Wunsche gemäß, erlaube ich mir noch folgende Bemerkungen, die ich notorisch zu verbürgen im Stande bin. Schikaneders persönliche Bekanntschaft mit Mozart datirt aus einer Freimaurerloge her. Sehr wahrscheinlich begann die Composition der Zauberflöte erst im Frühjahr 1791, weil Mozart nie an einem und dem nämlichen Werke und überhaupt schnell arbeitete; meistens schrieb er in Schikaneders Garten, nur wenig im Theater. Ich selbst war oft Gast an demselben Tische, wo es stets sehr lustig berging, und hielt viele Proben im nämlichen Salon „auf gut deutsch Holzhütte“. Der Souffleur Heselböck mußte Schikaneder profaische Entwürfe verifiziren, manches mochte auch aus eigener Fabrik herstammen, wie z. B. solche Reime:

„Schön Mädchen jung und fein, viel weißer noch als Kreide“ oder: „Aha, hier seh ich Leute, gewagt ich geh' hinein.“

Als Mozart, der Einladung der böhmischen Stände entsprechend, die Pragerreise antrat, waren bereits alle Ensemble-Stücke bis zum letzten Finale der Zauberflöte fertig, verfeßt sich Singstimme, Grundbaß nebst angemerkten Hauptmotiven, aus welchen *Carticello* (mein Gevatter „Bomberg“) inzwischen fleißig einstudirte. Nach Mozarts Rückkunft, 10. oder 12. September, gieng es rasch zum Instrumentiren und Nachholen der fehlenden kleinen Piecen. Am 28. entloß erst, wie der eigenhändige Catalog Mozarts anweist, der Priestermarsch und die Ouverture seiner Feder! Letztere kam sogar noch in nassen Aufлагstimmen zur Generalprobe. Am Abend des 4. December — lag Mozart schon im Santasieren und währte im Wiednertheater im Freihausa zu sein und der Zauberflöte beizuwohnen. Fast die letzten, seiner Frau zugestüßerten Worte waren: Still! Stille! Jetzt nimmt die Hofer das hohe S, jetzt singt die Schwägerin ihre zweite Arie! Der bölle Raufe! wie kräftig sie das B anschlägt! und aushält! hört! hört! hört! der Mutter Schwur!“

Am 5. December 1791 eine Stunde nach Mitternacht schloss sich Mozarts liederreicher Mund für immer. Er schied von dieser Welt, nachdem er in einer so kurzen Spanne Zeit von 36 Jahren so wahrhaft Riesenhaftes geschaffen, ohne dass seine Tage durch den Sonnenstrahl eines bescheidenen Glückes erhellt worden wären.

z. B. heute ganz Paris in Athem hält, wenn es sich um die erste Aufführung einer Massenet'schen Oper handelt; auch existirte damals noch lange nicht jene berühmte Claque, wie sie z. B. in der grossen Oper zu Paris und London grossgezogen wurde und noch heute in Verwendung steht und dazu benützt wird, um auf Commando bei dem geringfügigsten Anlasse loszubrechen und die Anwesenden durch aufstachelnde Ausrufe und lobende Beifallssalven derart in Extase zu versetzen, dass man die Vorstellung mehr für ein Verbrüderungsfest von Verschwörern oder politischen Parteigenossen, als für gewöhnliche Theaterbesucher zu halten versucht wäre!! -- Wie ganz anders, wie still, wie keusch und ruhig dagegen ging die erste Aufführung der Zauberflöte vor sich. Mozart sass (so berichtet Süßmeyer) bescheiden am Spinett und dirigierte. Das Haus war zwar voll, wenn auch die Meisten mehr aus Neugierde als aus Kunstbedürfniss gekommen waren. Nach der Ouverture blieb das Publicum kalt und stille; es erwartete eine gewöhnliche Zauberoper, nicht aber solch' feierlich anrufende Klänge, wie sie gleich anfangs in der Ouverture zu vernehmen waren. Nur Schenk (der Componist des Dorfbarbiere und späterer Lehrer Beethovens), der sich noch im letzten Augenblicke ein Plätzchen im Orchester eroberte, war schon nach der zweiten Nummer von der Schönheit der Musik so mächtig ergriffen, dass er unter den Orchesterbänken bis zum Dirigentenstuhle kroch und begeistert Mozarts Hand küsste.

Auch der erste Act war zu Ende gespielt, ohne dass sich besondere Beifallszeichen hören liessen. — Blass und bestürzt eilte Mozart zu Schikaneder in die Garderobe, wo Letzterer ihn zu trösten suchte. Endlich im zweiten Acte (so berichtet Süßmeyer weiter) wurde das Publicum wärmer und rief zuletzt Mozart hervor. Dieser aber hatte sich mittlerweile versteckt, Schikaneder musste ihn erst aufsuchen, um ihn endlich zum Erscheinen auf der Bühne zu bewegen, denn es hatte Mozart tief gekränkt, dass man sein Bestes, was er gab und geben konnte, so wenig würdigte. — Eine Herzensfreude wurde ihm dennoch an diesem Abende zu Theil: Sein Todfeind, Salierie (den Mozart in seiner Alles vergessenden Grossmuth selbst am Arme ins Theater führte) rief ihm nach Schluss des zweiten Actes freudig zu: „Ja, lieber Mozart, diese Oper ist würdig bei der größten Festlichkeit und vor dem größten Monarchen aufgeführt zu werden. Die Oper muß gefallen!“ Wie sehr er recht hatte, beweist der Erfolg, denn mit jeder Wiederholung wuchs die Theilnahme und der Enthusiasmus steigerte sich endlich so sehr, dass sie eine Zugoper ersten Ranges wurde.¹⁾

Zum Schlusse lege ich noch meinen Lesern *sub Figur 11* einen »Originaltheaterzettel« über diese erste Aufführung der Zauberflöte bei; es ist dies ein wahres Cabinetstück an Seltenheit und musikgeschichtlicher Pikanterie, ein Curiosum, das umso willkommener sein dürfte, als dasselbe bisher nirgends veröffentlicht wurde, auch knüpfen sich mehrere nicht uninteressante Thatsachen an dasselbe.²⁾

¹⁾ Im October 1791 wurde die Zauberflöte 24 Mal bis zum 23. November 1792, 100 Mal und am 22. October 1795 zum 200. Mal gegeben.

²⁾ Vor Allem fällt uns auf, dass dieser Theaterzettel die Zauberflöte als eine Oper von Emanuel Schikaneder bezeichnet und in einer Anmerkung nur ganz nebenbei mit kleinen Lettern bemerkt, dass die Musik von Wolfgang Amade Mozart sei. Diese geringe Werthschätzung gegen Mozart zeigt sich auch in der weiteren Anmerkung, wo es heisst: „daß Mozart aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publicum und aus Freundschaft für den Verfasser des Stückes selbst das Orchester heute dirigiren werde“ (was übrigens durch 9 aufeinanderfolgende Abende geschah). — Mozart wurde bereits vier Jahre vor der Zauberflöte von Kaiser Josef II. (mittelst Decret vom 7. December 1787) zum „Hofkammercompositeur“ ernannt und als Compositeur der Oper: Entführung, Figaro, Don Juan allgemein anerkannt, nahm also auch äusserlich eine achtunggebietende Stellung ein. — Weiter belehrt uns der Zettel, dass die heute so beliebten »Opernbücher« schon damals im vollen Gebrauche standen und (wie es wörtlich heisst) „bei der Theater-Cassa vor 50 Kreuzer verkäuflich waren“. — Was die Besetzung der einzelnen Partien betrifft, so nennt der Theaterzettel fast durchwegs solche Namen, von denen die Kunstgeschichte heute nichts mehr weiss, und doch hatten diese Sänger und Sängerrinnen, als ursprüngliche Darsteller, den grossen Vortheil, durch den Componisten selbst unterrichtet zu werden, der



Heute Freitag den 30ten September 1791.

Werden die Schauspieler in dem kaiserl. königl. priv. Theater auf der
Buden die Ehre haben aufzuführen

Zum Erstenmale:
Die
Zauberflöte.

Eine große Oper in 2 Akten, von Emanuel Schikaneder.

Personen

Sarastro	:	:	:	Dr. Bert.
Lautino	:	:	:	Dr. Schad.
Spracher	:	:	:	Dr. Winter.
Erster	)	:	:	Dr. Schwandner der Ältere.
Zweiter	)	Priester.	:	Dr. Kistler.
Dritter	)	:	:	Dr. Wolf.
Königin der Nacht.	:	:	:	Mad. Hofer.
Phamina ihre Tochter.	:	:	:	Mad. Gottsch.
Erste	)	:	:	Mad. Köpfer.
Zweite	)	Damm.	:	Mad. Hofmann.
Dritte	)	:	:	Mad. Schaf.
Papageno	:	:	:	Dr. Schikaneder der jüngere.
Ein altes Weib.	:	:	:	Mad. Bert.
Monostatos ein Knecht.	:	:	:	Dr. Reichel.
Erster	)	:	:	Dr. Birke.
Zweiter	)	Sklav.	:	Dr. Fraßl.
Dritter	)	:	:	Dr. Stottl.
Priester, Sklaven, Bediente.	:	:	:	

Die Musik ist von Herrn Wolfgang Amade Mozart, Kapellmeister, und wirklicher
K. K. Kammerkompositeur, Herr Mozart wird aus Hochachtung für ein gütli-
ches und verehrungswürdiges Publikum, und aus Freundschaft gegen den Verfä-
ser des Stückes, das Orchester heute selbst dirigiren.

Die Bücher von der Oper, die mit zwei Kupferstichen versehen sind, von Herrn Schikan-
eder in der Rolle als Papageno nach wahren Kostüm gestochen ist, werden bei der
Theater-Kassa vor 30 kr. verkauft.

Herr Carl Theatermaler und Herr Regisseur als Dekorateur schmückeln sich nach den vorgezeich-
neten Plan des Stückes, mit möglichsten Künstler-Ehrer gearbeitet zu haben.

Die Eintrittspreise sind wie gewöhnlich.

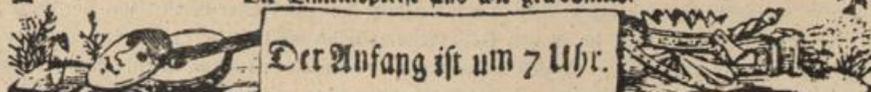


Fig. 11.

Theaterzettel vom 30. September 1791 zur ersten Aufführung der Zauberflöte.

Wäre Schikaneder nach dem Tode Mozarts allein nur bei der Aufführung der Zauberflöte geblieben, so hätte er sein Vermögen sich erhalten, aber nun gab er auch kostspielige Ballette, welche zwar Zuspruch fanden, aber die Auslagen nicht deckten; sie nahmen bald ein Ende und Schikaneder kehrte zu alten Localpossen zurück.¹⁾

Dennoch wollte sich die erschütterte Finanzlage Schikaneders nicht bessern und er sah sich demnach genöthigt, mit dem Kaufmann Bartholomäus Zitterbart einen Gesellschaftsvertrag zu schliessen. Erst die reichen Geldkräfte des Letzteren brachten neuen Schwung in die stockende Maschine. Unter Zitterbarts Leitung währte das Theater bis Juni 1801, zu welcher Zeit das neue Schauspielhaus an der Wien vollendet wurde. — Am 11. Juni 1801 gab Schikaneder, ehe er das neue Theater eröffnete, im Freihause ein von ihm gedichtetes Gelegenheitsstück: „Thespis Traum“. Er selbst spielte die Hauptrolle als Thespis, worauf er während des Stückes bei offener Bühne alle Theater-Requisiten zusammenpackte und, vom Publicum Abschied nehmend, in vollem Costume, seinen Thespiskarren vor sich herschiebend unter Begleitung vieler Hunderte von Menschen ins neue Theater übersiedelte und dort das Stück fortsetzte. Der seltsame Zug ging durch die Schleifmühlgasse über die heutige Leopoldsbrücke geradenwegs in den neuen Kunsttempel hinein und machte natürlich grosses Aufsehen, auch wurde diese Brücke zur Erinnerung an Schikaneder und sein Theater im Volksmunde seitdem „Schikaneder-Brücke“ genannt! —

sich bemühte, auf ihren Geist seine Anschauungen und seine Begeisterung zu übertragen. „Niemals werde ich“ — (so berichtet ein Augenzeuge der Proben) „sein kleines, belebtes Gesicht vergessen, in dessen Zügen das Feuer des Genius glühte und leuchtete, es ist ebenso unmöglich es zu beschreiben, als Sonnenstrahlen zu malen!“ — Am vorzüglichsten sang Madame Hofer (als Königin der Nacht), sie war die Schwägerin Mozarts; nämlich die älteste der drei Schwestern Weber's, von denen Mozart die mittlere (Constanze) geheiratet hatte, eine treffliche Bravoursängerin, in allen Stücken von Mozart wohl unterwiesen. — Gerl (Sarastro) war als tüchtiggeschulter, musikalisch gebildeter Sänger mit tiefer Bassstimme bekannt, daher er sich mancherlei Vorrechte anmasste und oft all zu vorlaut sein Urtheil über musikalische Dinge abgab. So z. B. erzählt man sich unter Anderem: Als Mozart sich über den anfänglichen Misserfolg der Zauberflöte beklagte, habe dieser dem Meister Rathschläge ertheilen wollen. „Sie sollten“ (meinte Gerl) „mehr dem Beispiele der Italiener folgen, dem Geschmack der Zeit mehr Rechnung tragen und vor Allem leichtmelodische Musik liefern.“ Mozart sah den Rathgeber etwas verwundert an, dann aber antwortete er mit erhobener selbstbewusster Stimme: „Ich habe nicht nur Verpflichtungen gegen das Publicum, sondern auch gegen mich. Die Italiener schreiben für die Zeit, und ich, so Gott will, für die Ewigkeit!!!“ — Demoiselle Gottlieb (Pamina) war erst kürzlich engagirt, fast Anfängerin, blutjung, aber bildhübsch und zog sich als vielumworbene Schönheit schon nach einigen Jahren von der Bühne zurück, indem sie nach Deutschland heiratete. — Giesecke (erster Slave), zuerst als Chorist, dann als Sänger bei Schikaneder in Verwendung, war in Braunschweig gebürtig, wurde in Halle religirt, fristete als Schauspieler in Wien ein klägliches Dasein, entfloh aus Furcht, wegen seiner Freimaurerei Anstände zu erfahren, und starb zuletzt als Professor in Dublin. — Schack (Tamino), ein trefflicher Tenor und studirter Sänger, der es mit seiner Kunst ernst nahm, Schikaneder aber bald wieder verliess, weil er von ihm schlecht bezahlt wurde, ging später nach Deutschland. Ihm verdanken wir ein von Salieri überbrachtes Wort: Salieri soll nämlich (nach dem Tode Mozarts) gesagt haben: „Gut daß er gestorben ist, denn wenn er noch fortgelebt hätte, so hätte uns Italienern für unsere Compositionen kein Mensch mehr ein Stückchen Brod gegeben!“ Aber (müssten wir heute ausrufen) wer gibt ihnen heute noch eines dafür? während Mozarts Werke noch leben und fortleben werden, so lange überhaupt Musik gemacht wird!! — Carl Schikaneder (zweiter Priester) war der ältere Bruder des Theaterdirectors Schikaneder, nahm aber an der Leitung der Geschäfte gar keinen Antheil und wurde auch wegen seiner Talent- und Stimmlosigkeit nur zu höchst untergeordneten Rollen verwendet. — Emanuel Schikaneder (Papageno) wurde bereits früher von mir geschildert und ich will daher nur noch beifügen, dass er in Regensburg 1751 geboren, als vagirender Musiker kümmerlich lebte, zu Augsburg die Pflgetochter eines dortigen Theater-Directors heiratete, sie alsbald wieder verliess, dann in Wien wieder die Theatergeschäfte mit ihr fortsetzte, in Schulden gerieth, sich durch Mozart auf das Glänzendste anhalf und zu Vermögen kam. Charakteristisch für ihn ist der Umstand, dass er nicht einmal beim Leichenbegängnisse Mozarts, seines Wohlthäters, erschien. Aber das Schicksal strafte seinen Undank auf das furchtbarste. Er verlor durch schlechte Wirthschaft abermals sein Vermögen und starb gänzlich verarmt, aller Mittel beraubt, nachdem die Franzosen sein Landgut im Jahre 1809 in Nussdorf zerstörten, in tiefster Geistesverwirrung, 61 Jahre alt, am 24. September 1812.

¹⁾ In diese Zeit fällt die Aufführung der beliebtesten Localpossen als: »Hamlet« 10. Juli 1794; »Tiroler-Wastel« 14. Mai 1796; »Die bürgerlichen Brüder« 24. Mai 1797; »Aeneas« 18. August 1799 »Holga« 1. Februar 1800 etc.

An die Stelle des Freihaustheaters kamen wieder »Holzlegestätten«, die aber dem Schönheitsgeföhle des späteren Besitzers **Georg Adam Fürsten von Starhemberg** wenig entsprachen, und an ihre Stelle trat nun jener obenbenannte Gasthausgarten, der noch heute besteht.¹⁾

Von den übrigen Baulichkeiten des Freihauses, welche noch existiren und den Beinamen historisch verdienen, dürfte die „**Rosalia-Capelle**“ vor Allem den vornehmsten Rang einnehmen; ihre Geschichte ist ebenso interessant als abwechslungsreich.

Die Rosalia-Capelle im Freihaue.

Im Jahre 1660 wurde von **Conrad Balthasar Starhemberg** bei Gelegenheit, als er das Freihaus nach dem grossen Brande neu erstehen liess, die **Rosalia-Capelle** nach Entwürfen und Zeichnung seines Hausarchitekten im sechsten Hofe (wo sie sich noch gegenwärtig befindet) erbaut.



Fig. 12. Die Rosalia-Capelle aus dem Jahre 1660. (Aeusseres.)

Ursprünglich dem religiösen Bedürfnisse der fürstlichen Familie und den Hausbewohnern gewidmet, wurde sie später dem öffentlichen Besuche freigegeben, auf Befehl Kaiser **Josef II.** jedoch zugleich mit den übrigen Privatcapellen in Wien gesperrt und nur einmal im Jahre dem Priester geöffnet, um einer hundertjährigen Stiftung gemäss hier eine stille Messe zu lesen. Am 19. November 1856 aber, da das k. k. Bezirksgericht Wieden im Freihaue seinen Sitz nahm, wurde sie wieder eingeweiht und eröffnet. — Wie sehr sich auch seit 2 Jahrhunderten der bauliche Geschmack in der Kirchen-Architektur geändert haben mag, so zeichnet sich diese Capelle doch noch immer durch ihre ebenso gefällige als zierliche Gestalt vortheilhaft aus. Besonders gilt dies von der, dem innern sechsten Hofe des Freihauses zugekehrten, Hauptfaçade. Wie das *sub Figur 12* beifolgende Bild zeigt, bildete die mit einem schönen Portale gezierte Kirchenthüre vom sechsten Hofe aus, den Haupteingang zur Kirche.²⁾

Von localgeschichtlichem Interesse ist auch jenes uralte **Altarbild**, die heilige **Rosalia** darstellend, welches noch gegenwärtig in dieser Capelle sich befindet. Diesem Bilde widmeten einst die frommen Wiener hohe Verehrung. Diese Heilige galt nämlich als Schutzpatronin gegen Seuche, und zur Pestzeit wurden daher unzählige Copien dieses Gemäldes verfertigt, da fast jeder Wiener ein solches Bild als Amulet gegen die verheerende Seuche frommgläubig auf der Brust trug.

¹⁾ **Georg Adam Reichsfürst von Starhemberg** war zu Brüssel 1785 geboren, trat den Besitz des Freihauses im Jahre 1834 an und starb daselbst als k. k. Kämmerer am 7. April 1860. Von ihm datirt die fürstliche Herrschaftsküche im Freihaue, die er im Schikanedergarten neben dem Mozartalettel erbauen liess. —

²⁾ Das Bild, nach der Natur gezeichnet, 21 cm. br. und 19 cm. hoch, zeigt uns die Kirche vom sechsten Hofe des Freihauses aus. Das kleine schmale Thürmchen befindet sich seitwärts links im Bilde und steht im harmonischen Einklange zu dem bescheidenen Baustyl der Capelle selbst. Die hölzernen Baracken rechts sind mit ihrer Rückseite gegen den Schikanederschen Garten zugekehrt, wurden aber wegen Raumgewinnung in neuester Zeit cassirt.

Das Innere der Rosalia-Capelle im Freihaue.

Wenn wir heute im Vorübergehen zufällig einen Blick in dieses stille Kirchlein werfen, werden wir nicht wenig überrascht, die geheiligten Räume desselben bis an die Decke hinan, mit Stroh und Holzkisten angefüllt zu sehen. Diese altherwürdige Capelle, deren Hauptaltar mit seinem wunderthätigen Gnadenbilde noch heute hier besteht, die mit ihren herrlichen Sculpturen und Ornamenten noch heute Zeugniß gibt von der Kunstfertigkeit ihres Meisters und von der Generösität ihres einstigen Bauherrn, diese Capelle, an die sich eine mehr als hundertjährige ehrwürdige und unseren Vätern noch theure Erinnerung knüpft, ist heute zu einer Remise, zu einer Art Magazin für eine in der Nähe befindliche Glasfabrik degradirt, und nur noch mühsam leuchtet die alte Pracht und Herrlichkeit der Sculpturen zwischen den aufgeschichteten Heu- und Strohbündeln hervor und gibt uns so ein klägliches Bild der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge.

Wie lange kann es noch währen, wird auch dieser kostbare Altar mit allen seinen Kunstwerken zerstört und die Capelle demolirt, oder wie wir heute zu sagen pflegen, dem Nützlichkeitsprincipe geopfert, wie Alles im Leben, wie vielleicht das Freihaus selbst, das ja lange genug hier gestanden und dessen Zeit jetzt gleichfalls um ist, da es zwecklos mehr Raum einnimmt, als ihm eigentlich von Rechtswegen gebührt.¹⁾

Kramen und Schaufel harren jetzt schon des Zeichens ihres Brodherrn, um die Nivellirungsarbeit zu beginnen und die sauber gezeichneten neuen Baupläne der Architekten liegen bereits zusammengerollt auf den Tischen ihrer künftigen Baukünstler, die uns mit vorlauter Geschwätzigkeit verrathen, dass sich künftig 21 Häuser und zwei Strassenzüge an der Stelle des alten Freihauses erheben werden.

Nur die Kostenfrage scheint noch immer nicht vollständig gelöst; man harret eben besserer Zeiten, bis das Bau-Material wohlfeiler und der Arbeitslohn billiger geworden.

Aber sollte es wirklich bald zu dieser Ausführung kommen, dann möge man die Capelle wenigstens aus culturhistorischem Interesse verschonen, denn auch Häuser haben ihre Reliquien, die man nicht so grundlos der Zerstörung preisgibt, zumal sich an dieselben mehrhundertjährige ehrwürdige Erinnerungen knüpfen; übrigens könnte man ja die Capelle mit den künftigen Bauten leicht in einen stylistischen Einklang bringen.

Doch wer weiss was geschieht; bei dem glaubenslosen blasirten Zustande und Wesen unserer heutigen Tage nimmt man es mit den Erinnerungen nicht so genau, besonders wenn sie Nichts einbringen und Manches, das unseren Vätern einst ehrwürdig schien, wird heute von den herzlosen Enkeln gleichgiltig bei Seite geworfen.

Doch wie es sich immer gestalten möge, uns ist wenigstens ein Bild dieses schönen Altares mit all' seinen Kostbarkeiten erhalten geblieben und ich glaube, meinen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich dasselbe hier *sub Figur 13* beischliesse, es ist umso kostbarer, als es bisher nirgends im Drucke erschien, und nur zufällig vor Jahren von einem Nachbar für seine Familie auf eigene Kosten angefertigt und mir jetzt von ihm auf das Bereitwilligste zur Benützung überlassen wurde.²⁾

¹⁾ Die noch unverbaute Grundfläche des Freihauses beträgt nach dem kaiserl. Kataster genau 970 Quadratklafter, während die verbaute Fläche einen Raum von 5999 Quadratklafter einnimmt.

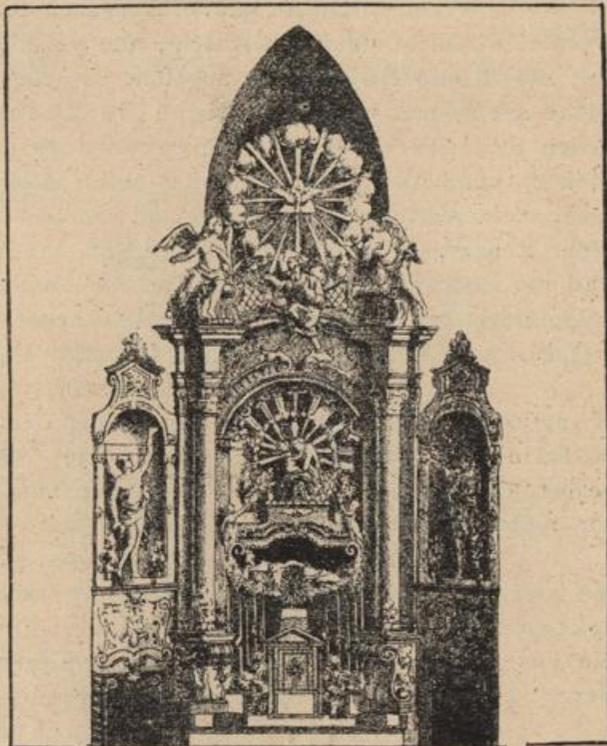
²⁾ Von besonderer Schönheit ist die ganze Composition des Altars, die wie aus einem Gusse erscheint, nichts drängt sich hier vor, nichts erscheint erst später hinzucomponirt oder nachträglich angefertigt, wie dies häufig bei älteren Kirchenwerken der Fall ist. Der architektonische Aufbau steht mit jedem seiner Glieder, mit allen seinen figuralen und ornamentalen Ausschmückungen im vollsten, innigsten Einklange, und doch athmet jedes einzelne Detailstück Selbstständigkeit und echt künstlerische Formenschönheit und erinnert an die glücklichsten Tage der Renaissance. Die Engel z. B. ober den Capitalern der beiden schönen Marmorsäulen, sowie die beiden grossen Statuen (Sebastian und Johann der Täufer), vor allem aber die auf einem Stein liegende *heilige Rosalia* zeigen von unendlich freier und leichter Bewegung der Glieder. Die heil. Rosalia soll dem Originale in Palermo genau nachgebildet sein. Wie die

Nocheiner anderen, merkwürdigen Familie muss ich hier ganz besonders gedenken, es ist dies:

Das alte Patricier-Geschlecht der Marsano,

das durch volle 225 Jahre ununterbrochen hier im Freihause in einem und demselben Quartiere lebte und dessen Enkel noch immer, wie ihre Ahnen, dieselben bescheidenen Zimmer bewohnen, ja noch heute in diesem Quartiere den Oelhandel fortbetreiben wie ehemals ihre ehrwürdigen Vorfahren.

Es ist dies ein seltener, ja fast ohne Beispiel dastehender Beweis von Stabilität und Ausdauer, der durch die zufällig noch bestehenden Zinsrechnungen sogar actenmässig beglaubigt erscheint und unsere umso grössere Bewunderung verdient, als während jener 225 Jahre das Freihaus bekanntlich zweimal vollständig niederbrannte, und beide Male gerade dieser Winkel, somit auch diese Familie, durch einen günstigen Nordostwind, wie durch ein Wunder verschont blieb. Die Marsano'sche Wohnung mit dem Oelgeschäfte befindet sich im sechsten Hofe ebenerdig, unmittelbar an die Rosalia-Capelle anstossend und die drei niederen ebenerdigen Fenster des Hoftractes sind links im Bilde sub Figur 12 sichtbar.



Figur 13. Das Hauptaltar der Rosalia-Capelle aus dem Jahre 1660.

fromme Legende erzählt, soll diese Heilige in einer Höhle am Montreale nächst Palermo von mehreren Pilgern auf einem Steine hingelagert, auf den rechten Arm gestützt, todt gefunden, sodann in die Stadt gebracht und in der Hauptkirche beigesetzt worden sein, als eben (1624) eine schreckliche Pest daselbst wüthete. Da aber nach der feierlichen Beisetzung die Pest plötzlich aufhörte, so verehrte der fromme Volksglaube diese Heilige als Pestpatronin, durch deren Fürbitten die Seuche abgewendet worden sei! So viel ist jedoch geschichtlich erwiesen, dass Rosalia wirklich die Tochter des Grafen Sinibald von Roses und Quisquina aus dem kaiserlichen Stamme Carl des Grossen war, dass sie mit ihren Eltern am königlichen Hofe lebte, aus Frömmigkeit aber den weltlichen Freuden entsagend, ihren Eltern entfloh und am Berge Montreale in einer Felsenhöhle ihr Leben mit frommen Gebeten zubrachte, ohne dass man sie erforschen konnte, bis endlich nach ihrem Tode ihr Leichnam entdeckt und am 4. September 1624 (zur Pestzeit) nach Palermo gebracht und sie daselbst heilig gesprochen wurde! Seitdem wird alljährlich am 4. September in Palermo zu Ehren dieser Heiligen eine feierliche Procession veranstaltet, die an Pracht sonst ihresgleichen nicht findet. Alle Häuser sind alsdann auf das Schönste herausgeputzt, alle Geistlichen und Würdenträger der Stadt, der Erzbischof mit seinem Clerus, der König mit seinem Hofstaate, das gesammte Militär begleiten den Zug; alle Glocken werden geläutet, die Schiffe im Hafen ziehen ihre Flaggen auf und der Donner der Geschütze vereinigt sich mit den Kanonensalven der Festungsgeschütze und macht die Erde gewaltig erbeben. Unbeschreiblich ist der Jubel des Volkes, das im hellen Gesange und lauten Gebete seine Freude kundgibt, und merkwürdig genug, noch gegenwärtig findet alljährlich dieses fromme Fest mit ungeschwächter Glaubensfreude in Palermo statt! — Bemerkenswerth in dieser Capelle ist ferner noch die schöne Kanzel und ein geräumiger Doppelchor, wo sich auf dem ersteren das fürstliche Oratorium und auf dem letzteren die Orgel befindet. Graf Conrad Baltasar Starhemberg, der Erbauer aller dieser Herrlichkeiten, der im Jahre 1660 die Kirche einweihen liess, widmete auch das an die Kirche anstossende zweistöckige Gebäude zur Wohnung für zwei Priester und eine Sacristei, und beschenkte die Kirche mit kostbaren Paramenten. Ober dem Kircheneingange finden wir noch heute die bedeutsamen Worte in Marmor eingegraben: „Benedictio Domini“ (Segen Gottes). Es war dies der eigentliche Denkspuch des Grafen Conrad, eine Art Lebensdevise, die er auch in seinem Wappen, auf allen Gebäuden seiner Herrschaften, Schlössern und sonstigen Besitzthümern anbringen liess. Der fromme Mann wollte nämlich mit diesen Worten kundgeben, dass all' das Glück, das ihn



Fig. 14. Eine Firmatafel der Oelfabrik Marsano vom Jahre 1662.

Auch eine uralte Firmatafel des Oelgeschäftes aus dem Jahre 1662, welche ich meinen Lesern *sub Figur 14* als Curiosum in getreuer Abbildung hier beigebe, hat sich bis heute noch unversehrt erhalten; es ist dies Bild ein kostbares wohlgehütetes Familienkleinod, das uns mit naiver Ehrlichkeit, mit dem ganzen Reichthume jener ehemaligen Fabrikserzeugnisse, sowie auch mit der Art der Erzeugung mittelst hydraulischer Presse recht augenscheinlich bekannt macht. Die Tafel aus hartem massiven Eichenholze ist mit Oelfarbe bemalt und trotz ihres hohen Alters noch recht gut erhalten. Der Text derselben lautet wörtlich:

„Fabrig, besonders von Frisch gebreßtem Mandl-Oel Lein, Hanst, Auß und Auß Del hier ist zu haben das gerechtste Genueser Oel, und verschiedne wohlrichenten Oeliten.“¹⁾

bei seinen Unternehmungen begünstigte und wodurch er in den Stand gesetzt wurde, die an-ehnlichsten Besitzungen seinem Hause zu erwerben, nicht seiner Thätigkeit, seiner Geschicklichkeit oder seinem Fleisse zugeschrieben werden sollen, sondern lediglich nur der Güte und Gnade, die ihm von Gott zu Theil wurde. In diesem Sinne machte er auch im Jahre 1675 sein Testament und hinterliess nach seinem (am 3. April 1687) erfolgten Tode seine grossen Liegenschaften und auch das „Freihaus“ seinem Sohne, dem hoffnungsvollen und so verdienstvollen **Ernst Rüdiger Grafen von Starbemberg**, dem heldenmüthigen Vertheidiger Wiens, der nach einem vielbewegten Leben als Hofkriegsraths-Präsident, Stadt-Quardia-Oberst und Generalfeldmarschall am 4. Juni 1701 hier starb. Sein Nachfolger war dessen Nefse **Conrad Sigismund**, der aber das Freihaus nie bewohnte, da er stets als österreichischer Botschafter am königlichen Hofe zu London lebte und am 18. September 1727 daselbst starb. Sein Sohn **Georg Adam** trat den Besitz des Freihauses im Jahre 1728 an und wurde von Kaiser Josef II. am 13. November 1765 in den österreichischen Fürstenstand erhoben. Er starb als Oberst der kaiserlichen Leibgarde, nachdem er früher die Würde eines Staats- und Conferenzministers und Obersthofmeisters bekleidete, hier am 19. April 1807. Der nächste Erbe des Freihauses war dessen Sohn **Ludwig Josef Maximilian**, der aber stets von Wien abwesend als österreichischer Gesandter zu London lebte und dort am 2. September 1833 starb. Im Jahre 1834 trat dessen Sohn **Georg Adam** sein väterliches Erbe an. Er verlebte hier im Freihause, woselbst er auch mit einem Koch seine fürstliche Küche führte, die glücklichsten Tage und starb hier am 7. April 1860. Noch vor einigen Jahren wurde im Hofe 6 die Küche gezeigt, die der Fürst neben dem Mozarthäuschen bauen liess; die eine Seite der Küchenmauer befindet sich noch daselbst. **Camillo Fürst von Starbemberg** war der letzte fürstliche Besitzer des Freihauses. Er trat zwar sein Erbe im Jahre 1861 an, aber auf Grund finanzieller Operationen kam das Freihaus in bürgerlichen Privatbesitz, in welchen zuerst **Heinrich Drasche Ritter von Wartimberg** und die **Wienerberger Ziegelgewerkschaft** und nach dessen Tode sein Sohn **Richard** und die **Franco-Austria-Bank** an die Gewähr kamen.

¹⁾ Diese Firmatafel misst 3 Schuh in der Höhe und 2 $\frac{1}{2}$ Schuh in der Breite; wir sehen im Bilde einen jener Fabriksknechte („Oehlungen“), wie sie die hydraulische Presse zum Behufe des Auspressens des Mandelöles

Ehe wir das Freihaus verlassen, sei nur noch zum Schlusse, der Vollständigkeit wegen, zu erwähnen gestattet, dass dieses Gebäude zu einem der populärsten der Stadt gehörte, und dass auch in Folge dessen zu verschiedenen Zeiten die städtische Literatur zum Lobe dieses Hauses recht häufig manch' kräftiges Wörtlein in Prosa und Poesie fallen liess, das werth ist, der Vergessenheit entrissen zu werden.¹⁾

mittels Zuschraubens der Pressschraube damals zu handhaben pflegten. Der massive Apparat aus Schmiedeeisen, 12 Schuh hoch, steht noch heute in demselben Zimmer, am selben Flecke in Verwendung und dürfte überhaupt eine der ältesten Maschinen dieser Art sein. Was das Geschlecht der „Marsano“ betrifft, so vertheilt sich dasselbe nach den genau geführten Handelsregistern während jener 225 Jahre auf 6 verschiedene Personen. Die ersten waren die beiden Brüder **Michael** und **Dominik Marsano**; sie kamen als junge genuesische Kaufleute im Jahre 1662 nach Wien, um mit dem echten Genueser Oel, das hier so gut wie unbekannt war, Handel zu treiben. Damals begnügten sich nämlich die Wiener noch mit dem gewöhnlichen Speiseöl, das sie aus Marseille bezogen und das unter dem Namen **Mixer** oder **Tafelöl**, zur Hälfte mit **Cesamöl** gemischt, also gefälscht war, wie dies leider noch heute im Allgemeinen der Fall ist, da das reine und unverfälschte Olivenöl auch gegenwärtig viel zu theuer wäre, als dass es für gewöhnlich gebraucht werden könnte. Diese beiden jungen Leute versuchten es nun, mit Hilfe ihrer genuesischen Geschäftsfreunde „**echte und gerechte Genueser Oele**“, wie sie es nannten, in Wien als einen neuen Handelsartikel allgemein einzuführen. Mit jenem Scharfblicke, welcher der Jugend stets eigen, erkannten sie bald, dass mit diesem Artikel hier wirklich ein gutes Geschäft zu erhoffen sei, denn die Wiener waren ein leichtlebiger feinschmeckerisches Völkchen, das damals es eben nicht nöthig hatte, besonders zu sparen, oder gar bei leiblichen Genüssen sich Abbruch zu thun. Der kaufmännische Calcul war somit richtig gestellt und beide Brüder übersiedelten schon im selben Jahre (1662) von Genua nach Wien, nahmen im Freihause Wohnung und etablirten hier zugleich auch das Oelgeschäft. Ihre Bemühungen waren bald vom besten Erfolge begleitet; der Absatz steigerte sich so rasch, dass sie schon nach zwei Jahren ihre Handelsverbindungen erweitern mussten und nun auch selbstständig medicinische Oele und Mandelöl erzeugten, mit denen sie alle Apotheken der Stadt und auch die Hofapotheke versorgten, wie dies ihre genau geführten Handelsbücher wahrheitsgetreu nachzuweisen vermögen. Zuletzt erfanden sie auch ein neues wohlriechendes Haar-Toiletteöl, das unter dem Namen „**Maccassaröl**“ noch bis in die Dreissigerjahre bei den Wiener Modeherren in hohem Ansehen stand. Maria Theresia zeichnete diese rührige Firma besonders aus und verlieh ihr im Jahre 1760 huldvollst den Titel eines „**Großhandlungshauses**“. Mittlerweile brachen in Genua Unruhen aus, in Folge dessen sich ihr Vetter **Johann Baptista**, der einzige Sprosse ihres alten Geschlechtes, als politischer Märtyrer eiligst nach Spanien flüchten musste, um sich von dort über die Schweiz nach Wien herüberzuretten, wo sie ihn sogleich ins Geschäft aufnahmen und dasselbe endlich, da sie kinderlos starben, ihm als Eigenthum zurück liessen. Voll Eifer und kaufmännischer Geschicklichkeit wusste Baptista alsbald den Oelhandel noch mehr zu heben, so dass er ihn jetzt auch auf die übrigen Provinzstädte der Monarchie ausdehnte. Er starb, 88 Jahre alt, im Jahre 1833. — Dessen Sohn **Angelo** trat nun das väterliche Erbe an und war von gleichem Glücke begünstigt, bis ihn im Jahre 1861 der Tod im 76. Lebensjahre ereilte. Der letzte männliche Sprosse war dessen Sohn **Johann Baptista junior**, der aber schon nach 15jährigem Betriebe, im Alter von kaum 49 Jahren, am 31. April 1876 mit Tod abging und einen unmündigen Sohn Carl und eine Witwe Louise zurückliess, welche letztere das Geschäft bis zur Grossjährigkeit ihres Sohnes gegenwärtig fortführt.

¹⁾ So z. B. äusserte sich ein bekannter Stadt-Chronist aus den Dreissigerjahren über das Freihaus in folgender Weise: „Wer Kinder hat, ziehe in's Freihaus, er miethet mit der Wohnung zugleich einen Spiel- und Tummelplatz für seine Kinder; wer Hunde hat, für den ist das Freihaus ein Eldorado, in des Wortes intimster Bedeutung ein — Freihaus. Im Garten desselben steht noch das berühmte „**Saettl**“, wo Mozart die Musik zur **Sauberflöte** gedichtet, und daneben stand einst **Schikaneder's Theater**, wo diese Oper zuerst aufgeführt wurde. Aber dies ist nicht die einzige Klassizität des Hauses. Für Freunde mittelalterlicher Baudenkmale und Anstriche bietet es eine umfassende Augenweide, von Außen erscheint es Grau in Grau, es zeigt noch die uns Allen liebgewordene **Josephinische Tünche**. Spötter nennen das Freihaus eine **Civiltasferne**; ich aber sage ihnen, man wohnt in dieser Kaserne bequem und sicher. Gutes Trinkwasser besitzt das Freihaus im Ueberflusse, woran aber die öffentlichen Einrichtungen zur Wasserversorgung Wiens ganz und gar schuldlos sind.“ und ein harmloser Vorstadt Poet der Zwanzigerjahre sang ihm sein Loblied, wie folgt:

Der Leser wird vom Namen Freihaus schließen,
Man wohne etwa frei darin? —
Ach nein! man wohnt, wie Partheien wissen,
So miethfrei dort, als sonst in Wien.
Es gibt zum wenigsten dreitausend Seelen
In seinen Mauern Dach und Fach,
Wer kann die Zahl von seinen Fenstern zählen?
Wer rechnet ihm die Thüren nach?

Kein Handwerk, keine Kunst ward je erfunden,
Die nicht in ihm ein Obdach fand,
Man kauft daselbst des Tags zu allen Stunden
Die Waaren aus der ersten Hand! —
Der Kleider-Ingenieur, vor Zeiten Schneider,
Sticht hier die Stunden fleißig fort,
Der Schuster, heut zu Tage Fußbekleider,
Wichst seinen Draht im Winkel dort.

Vor dem Freihaue, auf jenem weiten Raume, wo einst das Heiligengeisthospital mit all' seinen Wirthschaftshöfen, mit der Kirche und dem Friedhofe stand, breitet sich heute jener buntfärbige Obstmarkt aus, dem der Wiener Volkswitz in seiner Ureigenheit so treffend den Namen „Naschmarkt“ beilegte.

Der Naschmarkt

ist, seit seinem Bestehen der classische Boden der Trivialität, aber auch jener ureigene Boden, auf dem sich das Volksleben mit seinem Naturwitz und seinem echten unversiegbaren Humor in ungezwungenster Weise stets widerspiegelt! Der Naschmarkt erfreut sich zwar keines sehr hohen Alters, kann aber dennoch mit Stolz auf einen nahezu hundertjährigen Bestand zurückblicken.

In den älteren Wiener Bildern, bis zum Jahre 1780, finden wir nirgends eine Spur von Markthütten oder „Standln“; erst nach dieser Zeit siedelten sich dieselben nach und nach an; aber immer nur sehr vereinzelt. Erst im Jahre 1800 begegnen wir einer kaiserlichen Verordnung zur Regelung des Naschmarktes, worin auch auf frühere Bestimmungen hingewiesen wird. Nirgends aber ist darin das eigentliche Geburtsjahr ersichtlich, oder ziffermässig festgestellt. Doch dürften wir kaum fehl gehen, wenn wir die ersten Anläufe zur Creirung eines solchen Obstmarktes in die Zeit von beiläufig 1786 bis 1790 verlegen, denn gerade um diese Zeit wurde das Freihaus einer sorgfältigen Renovirung unterzogen, der grosse Vorplatz vor dem Hause geebnet und der Mühlbach geregelt, auch cursirten bereits in den Zeitungen, wie z. B. in den beliebten *Eipeldauer-Briefen* und später in der *Theaterzeitung* mancherlei picante Notizen und unterhaltliche Anekdoten über den Naschmarkt und dessen classische Bewohnerinnen, die Höckerinnen (Fratschlerinnen). Den grössten Zuschuss an Standln erhielt aber dieser Markt erst in der Zeit von 1817 bis 1819, als nämlich mit der Umgestaltung des *Promenadepfahes* am äusseren Burgthor (1817) und mit dem Aufbau des *neuen Burgthores* (1819) begonnen wurde und desshalb die vor dem *alten Burgthore* postirten Oebstlerweiber theils auf das Schanzel, theils auf den Naschmarkt sich flüchten mussten.

Die Wiener Fratschlerinnen

gehören unstreitig zu den originellsten typischen Wiener Strassen-Figuren. Schon im Umgang mit ihren Kunden zeigten sie eine gewisse „Reschen“ (wie die Wiener zu sagen pflegen) und besonders die älteren von ihnen erfreuten sich einer ausserordentlichen Volubilität der Zunge und waren durch ihr grobes auffahrendes und vorlautes Wesen ebenso

Sechs breite Höfe, ein und dreissig Stiegen,
Und Gärten noch nach altem Brauch,
Weinhäuser, Ställe, Wagenkupfen liegen
Versperret in seinem hohlen Bauch.

Selbst ein Theater lag in seinen Hallen,
Swar nicht wie an der Wien so groß;
Doch gab man Stücke dort, die noch gefallen,
Und zwar mit Menschen ohne Ross. —

Man braucht in dem Kolof nie auszugehen,
Man ist dajelbst im Ueberflus
Mit Allem, was ein Mensch bedarf, versehen,
Und das vom Scheitel bis zum Fus.

Hier steht die Fleischbant und an ihrer Seite
Gleich des Chirurgen Officin,
Hier gärbt der Gäerber seine Ochsenhäute,
Dort geht man in die Schule hin.

Nicht weit vom Freihaus ist die Apotheke,
Da gibt man zum Purgiren ein,
Und in dem Hause selbst an jener Ecke
Schenkt man im Wirthshaus Thalerwein.

Ahrmacher machen hier für alle Länder
Cylinderuhren ohne Zahl;
Dort fabricirt der Schlosser Bratenwenden,
Die beste Uhr zum frohen Mahl.

Hier schneidet uns zu einer Cur in Baden,
Der Pfadler einen Schlafrock zu;
Dort macht der Schreiner uns aus einem Laden
Den Schlafrock zu der letzten Ruh.

berüchtigt als gefürchtet. Wehe dem Unerfahrenen, der es wagte, durch Widerspruch ihren Zorn zu reizen; augenblicklich war ein solcher mit einer Fluth von Scheltworten und Schimpfnamen überschüttet und nur die eiligste Flucht konnte ihn retten. Aber ausser dem gewöhnlichen Verkehr mit ihren Kunden molestirten sie auf das Aergerlichste die Vorübergehenden durch ihr entsetzliches Geschrei beim Ausrufen und Anpreisen der Waare. Schon von Weitem hörte man: „Zwetschken hab i da“, „Lemoni grofi“, „Bamaranschen süfi“, „An Kreuzer mei Nagel Birn“, „Süßsohlen hab i da.“ Letztere waren grosse längliche Fladen von ordinärem Mehl in Schweineschmalz gebacken, das Stück zu 1½ Kreuzer Wiener Währung; sie sind heute bereits verschwunden und selbst bis auf den Namen vergessen, und nur sehr alte Wiener dürften sich noch dieses Leckerbissens erinnern, der seinem Aussehen nach mehr den Appetit zu verscheuchen als anzureizen geeignet war. Aber so wie ihr ganzes Gehaben war auch ihre Tracht originell und herausfordernd. Sie hatten in der Regel kurze „Spenser“ mit kurzen Aermeln und um das sonnverbrannte Gesicht glänzte weithin eine gestickte Haube (Linzerhaube) von Stroh und Golddraht; in der Hand hielten sie das nie fehlende rothe Paraplui, an dessen Stelle später (nach 1848) ein riesig breiter Stockschirm aus Segeltuch trat, der (an den Obstand befestigt) einer ganzen Familie leicht Obdach zu bieten vermöchte.

In früheren Zeiten und eigentlich noch bis in die Märztage gab es bei den Verkaufsständen mehr Männer als Weiber, es waren dies: Sauerkräutler, Böcker (Oebstler) und Grünzeugleut (Grünwaaren-Verkäufer), die man mit dem allgemeinen Namen „Fratschler“ zu bezeichnen pflegte, und später erst verdrängten die Weiber das stärkere Geschlecht und beherrschten mit souveräner Machtfülle den ganzen Platz.

Sie hatten meist höchst originelle Spitznamen, wie z. B. »Maschansker-Kadel«, »Krawall-Minerl«, »Wäscher-Tonerl«, »Fischkopf-Resel«, etc. Einige derselben leben noch heute im Munde des Volkes fort und noch heute erzählt man sich von den drei berüchtigten Familien: die Wäscherleut, Sattlerleut und die Baverschesserleut. Aber über alle diese ragte hoch empor die berüchtigte „Baverschesser Maridi“, sie war die Lauteste von Allen, ein Ausbund von Verwogenheit, ein Prototyp eines weiblichen Raufboldes vom Grunde; nicht 10 Männer konnten sie bändigen und keine Patrouille vermochte sie zu arretiren. Ihr Name war daher den Städtern ebenso geläufig, als den Bewohnern der übrigen 32 Vorstädte.

Freilich haben seitdem diese Damen der Halle, wie jene in Paris, vieles von ihrer alten Originalität eingebüsst, sie sind ruhiger, schweigsamer geworden, auch sie hat die Cultur ergriffen, und die „reschen“ und „feschen“ Gestalten treten nun allmählig in den Hintergrund und wie lange wird es noch währen, werden sie, wie fast alle typischen Wiener Figuren, gänzlich und für immer von der Bildfläche geschwunden sein.

Ich erinnere hier an die kreuzfidelten Schusterjungen mit dem nie fehlenden Cigarrenstummel im Munde, die Wäscher mädchen mit den kurzen steifen Röcken und keck chaussirten Waden, die Deutschmeister-Edelknaben mit den unvermeidlichen Sechsern und dem Strohalm einer Virginier hinter dem Ohre, die Fiaker mit ihrem schief aufgestülpten Cylinderhut und nobeln nicht immer passenden G'wand, die Salamimänner, sowie die originellen Rastelbinder (Drahtzieher), die Bandelkramer, Scheerenschleifer, Sesselträger und in neuerer Zeit: die Figurini, Pintschverkäufer, Orangenverkäufer und Gotschewer.

Uebrigens wird der Naschmarkt lange noch den Wienern in Erinnerung bleiben, auch dann noch, wenn er längst zu sein aufgehört und in eine riesengrosse Markthalle sich verwandelt haben wird, denn hier spielten sich gar viele heitere und ernste Scenen ab. Kaiser Josef II. und Kaiser Alexander v. Russland würdigten ihn ihres Besuches, und am 28. März 1848 war er sogar der Schauplatz sehr turbulanter Scenen. Damals wollten nämlich auch die Grünzeug-Verkäufer und Greissler ihre Fesseln brechen und gegen ihren ge-

meinsamen Tyrannen zu Felde ziehen. Anton Heim — so hiess ihr Bedrücker — betrieb schon seit lange den Marktwucher in unverschämtester, herz- und gewissenlosester Weise, indem er den Landleuten die Waare um einen Spott abpresste, und sie dann an die Zwischenhändler mit wucherischem Nutzen weiterverkaufte. Dreizehn Dienstboten und zehn handfeste Bursche hielt er im Solde und täglich vor Tagesanbruch verfügte er sich mit seinem Weibe und seinen Gehilfen an sämtliche Linien Wiens, um die zu Markte gebrachten Waaren entweder durch List oder durch Gewalt in seine Hände zu bekommen. Der 28. März legte nun dem Naschmarkt-König für immer das Handwerk; seine Wagenburg wurde gestürmt und geschleift, alle Gefässe zertrümmert, die ganzen Obstladungen verschüttet und zerstampft und nun legten die Greissler auch Hand an seine eigene Person. Nach riesiger Gegenwehr und mit fast übermenschlicher Kraft entwand er sich ihren Armen, es gelang ihm sogar, die Flucht gegen die Stadt hin zu ergreifen, doch auf der steinernen Brücke holten sie ihn wieder ein, banden ihn mit Stricken, hoben ihn über die Brüstung der Brücke empor, um ihn in den Wienfluss zu werfen, als im selben Augenblicke zufällig eine Militärpatrouille kam, die ihn befreite und so vor sicherem Tode rettete.¹⁾

Zum Schlusse lege ich noch meinen Lesern *sub Figur 15* ein interessantes Bild vom Naschmarkt bei²⁾

Eine noch ältere Celebrität als der Naschmarkt war hier, etwas seitwärts vom Freihause, zunächst der heutigen Schikaneder-Brücke, die „Mühle des Heiligengeist-Spitals“, die unter den Namen „Klostermühle“ bis zum ersten Türkenkriege bestand, dann aber in Privatbesitz überging und unter den Namen „Bärenmühle“ mit einiger Unterbrechung noch heute am selben Flecke unter diesem Namen fortbesteht, obwohl sie seit 1856 aufgehört hat, eine Mühle zu sein.³⁾

Wie diese Mühle zu ihrem heutigen Namen gelangte, geht aus folgender Erzählung hervor.

Die Bärenmühle

lag noch im XVI. Jahrhundert sehr abseits in einem unbebauten mit wildem Gestrüppe und Buschwerk umrahmten verödeten Winkel.

¹⁾ Sein Sohn Carl Heim lebt noch und hat noch heute einen sogenannten Approvisionierungs-Stand für Fleischverkauf am Naschmarkt, der einzige dieser Art, den der Magistrat hier verlieh.

²⁾ Das Bild, nach der Natur gemalt und photographisch copirt, zeigt uns den heutigen Naschmarkt von der Seite des rechten Wienfluss-Ufers. Der Markt ist zwar theilweise durch die Schikaneder-Brücke verdeckt, doch entschädigt dafür der weite Ausblick auf die landschaftliche Umgebung. Wir sehen rechts über die Dächer das Polytechnicum und seine Nachbarhäuser, und links über die neuen Ringbauten, über das Musikvereinsgebäude bis zu der Schwarzenberg-Fontaine. Dieses äusserst bewegte farbenprächtige Bild ist die Schöpfung des talentvollen Wiener Malers Leopold Bara, der seine Vaterstadt bereits mit mehreren trefflichen Werken dieser Art beschenkte, daher er auch unsere Anerkennung verdient. Derselbe, im Jahre 1848 in Wien geboren, wendete sich erst im zwanzigsten Lebensjahre der Malerkunst zu und war unter Professor Feuerbach in der Zeit von 1867 bis 1879 Schüler der Akademie. Hier warf er sich mit Liebe und Eifer auf die Historien-Malerei, seine Leistungen wurden anerkannt, und durch den grossen Kaiserpreis, ein Stipendium der Akademie und durch ein Staats-Stipendium belohnt; nun verlegte er sich auch auf das religiöse Fach und später auf Landschaft und Portrait und umfasste endlich fast alle Zweige der Malerkunst mit gleicher Geschicklichkeit und gleichem Erfolge.

³⁾ Das hohe Alter dieser Mahlmühle bekrundet eine Schenkung Herzog Leopolds aus dem Jahre 1211 worin er ausdrücklich „die Mahlmühle mit dem umliegenden Nebengelände am Gries“ (welches sich von der Wienflussbrücke aufwärts bis an die Marken der Kirchengüter von St. Stefan erstreckte) „dem Heiligengeistorden zum Eigenthume zusprach“. So auch eine Urkunde aus dem Bürgerspitals-Archiv aus dem Jahre 1451, welche von der „Mühle des Heiligengeist-Spitals“ spricht, wie folgt: „Meister Ruprecht Chanhofer und Convent des Gottshauses vnd Spitals zum Heiligen Geist verbinden sich, die aus dem Nachlasse der Apothekerswitwe Elspet Reich erhaltene, sieben Mart schwere silberne Monstranze nicht zu verkümmern oder zu verkaufen, und bestellen diesfalls die an ihrem Gottshause gelegene Mühle zum Pfand. Gegeben am Mittwoch vor Pfingsten (9. Juni) 1451. (Bürgerspitals-Archiv.)“

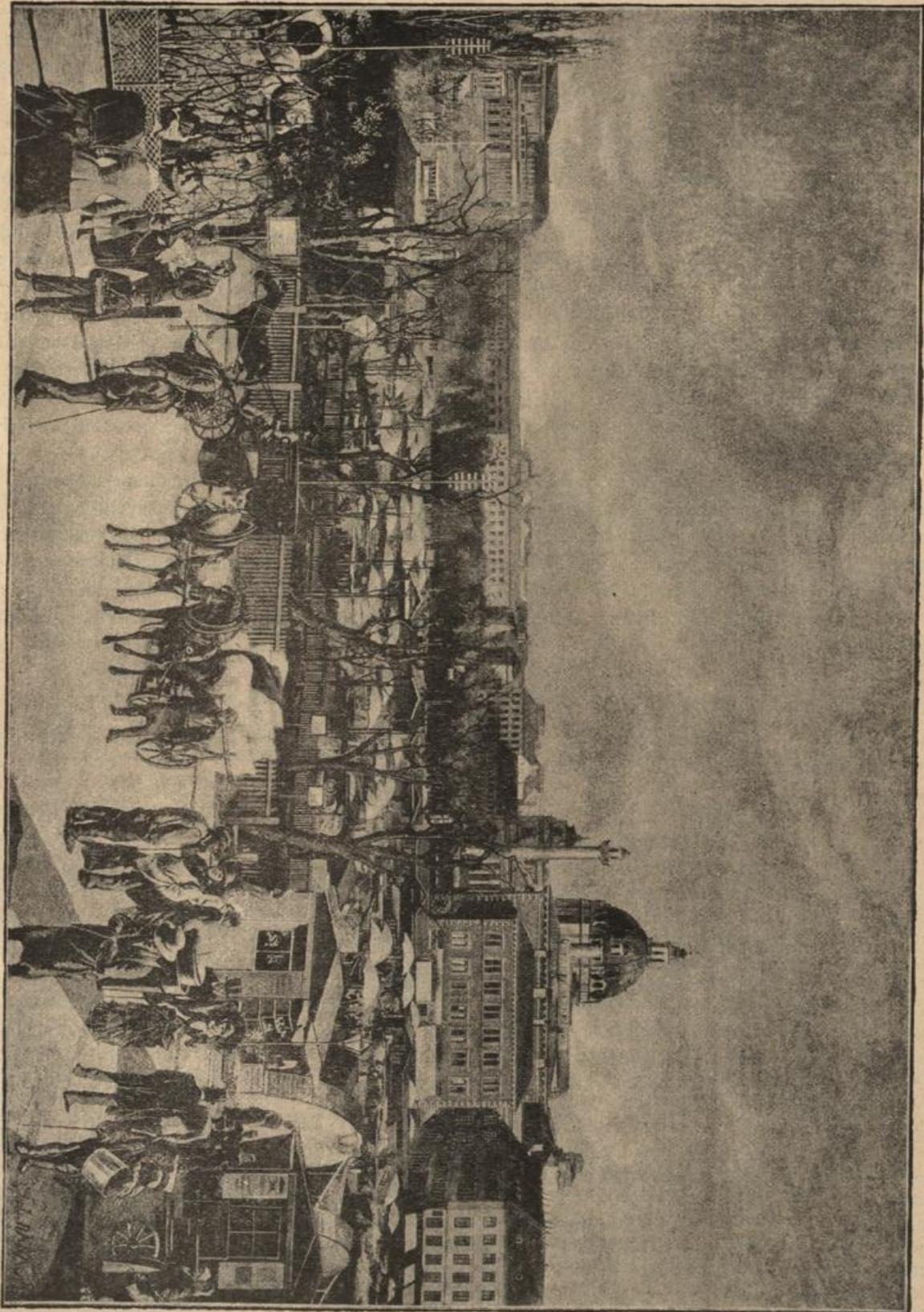


Fig. 15.

Der Naschmarkt der Gegenwart.

Alte Traditionen erzählen, dass zu jener Zeit, als die Wieden sich bis nahe zum Stadtgraben ausdehnte und **Nitolsdorf**, sowie auch **Maßleinsdorf** durch dichte Wälder von der Wieden getrennt waren, häufig Wölfe und Bären bis vor der Stadt sich zeigten und dort Entsetzen verbreiteten. So hat es sich denn auch an einem eisigen Winterabend zugetragen, dass ein grimmiges Ungeheuer von einem schwarzen Bären zu jener Mühle an die Wien kam und den Müllermeister anfiel. Dieser, ein kräftiger Mann, setzte sich zwar gegen seinen zottigen Gegner tapfer zur Wehre, wurde aber alsbald zu Boden geworfen. Das Hilfesgeschrei hörte der Müllerknecht, der sich gerade über dem Kampfplatze im ersten Stockwerke des Mühlgebäudes befand. Dieser öffnete das Müllerfenster, und, die Gefahr erkennend, dass hier keine Zeit zu versäumen sei, sprang er durch das Fenster herab und zwar so, dass er auf den Bären wie auf einem Pferde zu reiten kam. Allsogleich schlang der Knecht seine starken Arme um den Hals des Bären und schnürte ihm die Kehle zu, so dass dieser jetzt den Müller losliess. Auf diese Art wurde derselbe gerettet, und der Müllerbursche erbat sich als Lohn für seine That die Haut des Bären und liess sich daraus einen stattlichen Pelz machen. Sein ganzes Leben lang

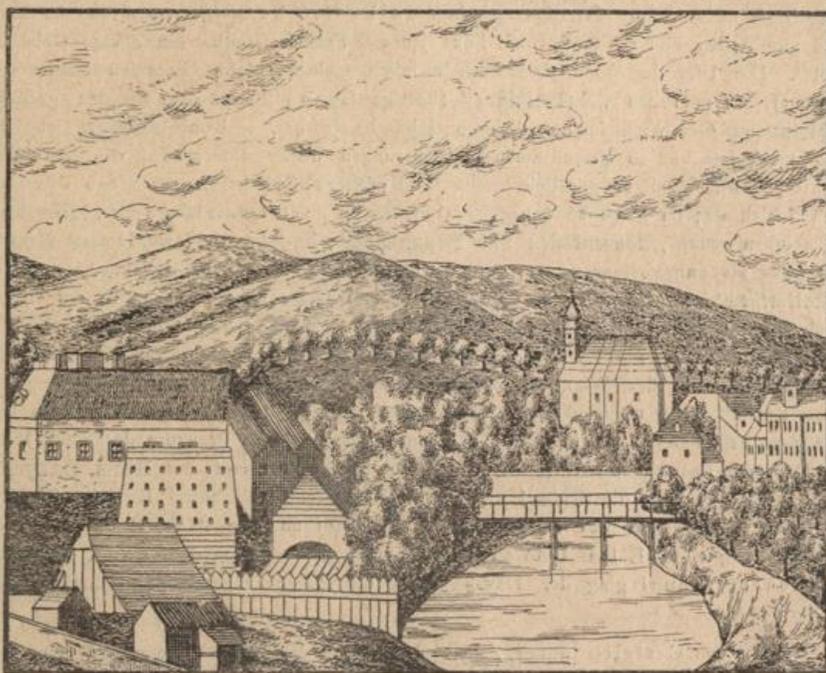


Fig. 16.

Die Bärenmühle im Jahre 1780.

trug er mit Stolz diese »Bärenhaut« und wurde auch nach ihr von allen Leuten der »Bärenhäuter« genannt, ein Ausdruck, der heute noch immer im Munde des Volkes fortlebt. Den Namen des Bären übertrug aber der kühne Müllerknecht auf ein Wirthshaus, in dessen Besitz er später kam, und dem er zur Erinnerung an seine Heldenthat das Schild »Zum schwarzen Bären« verlieh. Dieses Wirthshaus existirt merkwürdigerweise noch heute in der Wiedner Hauptstrasse und führt die Nummer 8 (neu 14), auch blieb dasselbe seinem alten Schilde treu. Nur zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts verwandelte sich der schwarze Bär in einen »goldenen Bären«, und das altrenomirte, aber einfache Wirthshaus (bei Gelegenheit seines letzten Umbaus) in ein stattliches Hôtel mit dem Schilde »Zur Stadt Triest.«

Der Müller aber liess, Dank seiner Rettung, den Bären abconterfeien und das Gemälde über dem Eingange des Müllerhauses aufhängen, das noch gegenwärtig in der Wienstrasse Nr. 1 den Namen »Bärenmühle« führt. Ein äusserst seltenes, daher interessantes Bild dieser Mühle aus dem Jahre 1780 lege ich hier *sub Figur 16* meinen Lesern bei.¹⁾

¹⁾ Das Bild, von Ziegler im Jahre 1780 nach der Natur gezeichnet und von Weigl in Kupfer gestochen, zeigt uns die »Bärenmühle« hinter hölzernen Planken, ganz nahe dem rechten Wienflussufer, von welchem dieselbe damals noch durch dichtes Buschwerk und Gestrüppe getrennt war. — Das Mühlwerk selbst wurde durch den »Mühlbach« (einen schmalen Seitenarm des Wienflusses) getrieben. Der Mühlbach zweigte sich bereits unterhalb der »Gumpendorfer Wehre« vom Wienfluss ab, lief durch mehrere Gärten, nächst der Zwerg- und heutigen Grüngasse bis

Aber noch durch eine andere Celebrität erhielt die Bärenmühle zu Ende der Zwanzigerjahre eine Art von Berühmtheit; der beliebte und sehr populäre Dichter Castelli wohnte nämlich durch viele Jahre daselbst und schrieb seine berühmten „Wiener Anekdoten“, denen er in humoristischem Einklange mit dem Bärenschilde, und nicht ohne Absicht, den Titel: „Wiener Bären“ gab.¹⁾

Dichter Castelli, der letzte alte Wiener,

im Jahre 1781 hier geboren, war ein echtes Wienerkind voll Lebenslust und Lebensfreude. Zwar das Lernen wollte ihm nicht recht behagen, und obgleich sein Vater (ein Rechnungsrath)

zur „Beumühle“ und von da durch die Mühlbachgasse schräg über den Naschmarkt, wo er sich dann zunächst der steinernen Brücke unmittelbar unterhalb der heutigen Marktcommissariats-Hütte in den Wienfluss ergoss — Zur Zeit, als obiges Bild angefertigt wurde (1780), war diese Mahlmühle längst schon durch Elementar-Ereignisse unbrauchbar geworden. An der Planke sehen wir übrigens im Bilde noch deutlich den Schwibbogen der alten Mühle, durch den der Mühlbach floss, und links einen thurmartigen niederen Rundbau mit vielen kleinen Fenstern, den man allgemein den „kaiserlichen Kalkstadel“ („Kalkmesser“) — nannte, weil hier die ärarischen Kalkvorräthe ausgemessen und für künftige Staatsbauten deponirt wurden; und unmittelbar hinter diesem Stadel links jenes 6 Fenster frontige einstöckige Gebäude, als Bequartierung der „ärar. Schreiber“. Die Ufer der Wien sind noch ziemlich uneben und im Hintergrund zeigt sich eine einfache Holzbrücke (für Fussgeher), die man den „Sutanedisteg“ (heutige Leopoldsbrücke) nannte; ganz im Hintergrund wird das alte „Aegoditirchlein“ aus Gumpendorf hinter dichtem Gebüsch sichtbar. — Bemerkenswerth ist noch, dass kein Gebäude dieser Vorstadt so vielfachen und so gewaltsamen Veränderungen bisher unterworfen war, als diese Mühle. Schon im ersten Türkenkriege 1529 wurde sie gänzlich zerstört und wieder aufgebaut; im zweiten Türkenkriege 1683 unterlag sie dem gleichen Schicksale; im Jahre 1684 begegnen wir ihr in den Grundbüchern als „kaiserliches Brunnen- und Waschhaus“ unter Allgemeinbenennung „Röbrentasten und Brunnstube“; im Jahre 1723 wurde diese Realität umgebaut. Das Mahlwerkhaus blieb zwar als unbrauchbar stehen, dafür errichtete man zwei Neben-Gebäude, von denen man das eine zu einem „kaiserlichen Kalkmesser“, das andere zu einem „ärar. Schreiber-Quartier“ richtete; am 5. Juni 1741 wurde die Mühle sammt ihren Nebengebäuden durch den Austritt des Wienflusses hart beschädigt; am 24. Juni 1759 durch den grossen Freihausbrand abermals zerstört; am 19. Jänner 1766 brach in der Mühle selbst ein Feuer aus und richtete grossen Schaden an; am 8. Mai 1777 setzte der Wienfluss abermals Alles unter Wasser; erst im Jahre 1793 gab der Müllermeister Anton Hof diese Realität ihrer ursprünglichen Bestimmung zurück, indem er an ihre Stelle ein neues grosses Mühlhaus von Grund aus aufbauen liess, das nun seit 1793 unter verschiedenen Besitzern durch 63 Jahre in ununterbrochenem Betriebe blieb. — Der erste Besitzer war Anton Hof; ihm folgte 1801 Müllermeister Adam Gaugusch; 1821 Anna Burger, geborne Gaugusch; und zuletzt 1852 die Michael und Anna Pfannl'schen Eheleute. Erst im Frühjahr 1856 hörte der Betrieb dieser Mühle durch Verschüttung des Mühlbaches gänzlich auf und die Pfannl'schen Erben verkauften ihr Wasserrecht mittels Kaufvertrag vom 11. Juni 1856 an die Stadtcommune. — Nach dem am 16. December 1879 erfolgten plötzlichem Tode des Michael Pfannl ging der Hausbesitz an die jetzigen Eigenthümer, nämlich Carl Pfannl und dessen fünf Geschwister über.

¹⁾ „Die Wiener Bären“ wurden von Castelli in der Zeit von 1828 bis 1831 geschrieben und kamen in Heften heraus. Diese Sammlung enthielt im Ganzen 12 Hefte und erschien im Jahre 1832 complet in Druck. — Diese Bären wurden schnell beliebt und kamen rasch in Mode, denn sie waren lustig, unterhaltend und urpassig, also die richtige Kost für die damaligen Wiener. Auch die Zeitungen lobten sie allseitig als ein »Arcanum der Heiterkeit«. So z. B. liess sich ein Wiener Journal im Jahre 1832 auf folgende charakteristische Weise vernehmen: „Wien wird von Fremden und Einheimischen als der Vereinigungs- und Stapelplatz des Scherzes, der Launen, des Witzes und der Fröblichkeit angesehen. Hier ist das Triebhaus der feinen leichten Witzspiele, der *bon-mots*, *salies* und *jeux de mots*, welche mit bunten Schmetterlingsflügeln gewandt und sicher von Mund zu Mund gaukeln. Hier ist aber auch die Geburtsstätte jener drolligen, aus schweren Stoffen geformten Späße, welche unter dem provinziellen Ausdruck „Bären“ sich überall lustig herumtreiben, und da sie schwerfälliger Natur sind, bald dieser, bald jener Person aufgebunden werden müssen. Auf diese Gattung machen Epigrammatisten, Humoristen und Satiriker fleißig Jagd, um damit manche Lücken in ihren Manuscripten auszuschnücken. Es ist nun Sorge getragen, daß sich diese „Wiener Bären“ nicht nach und nach spurlos verlaufen. Herr Castelli, der in dem Gebiete des Komus und Jokus als rüstiger Jäger bekannt ist, hat die schönen Exemplare derselben in sein Netz gefangen und ihnen in seinem Wohnorte in der Bärenmühle die nöthige Politur und Dressur gegeben, damit sie als wahre Spasmmacher und Possentreiber in die weite Welt hinaustreten und den Kampf mit den gräßlichen Doggen der Kritik bestehen mögen. Die starkbrummenden, wilden und beißenden sind mit Maulkörben versehen, damit Niemandem etwas zu Leide geschehe.“ Aus diesen Anschauungen hat sich auch die Redensart: „Jemandem einen Bären aufbinden“, mit der Zeit als ein ächtes Wiener Sprichwort herausgebildet, das noch heute bei den Wienern besteht. — Castell

und seine Mutter (eine Hausherrnstochter von Mariahilf) ihn strenge zum Lernen anhielten, ging er doch lieber neben, als in die Schule. Da aber nach Pensionirung seines Vaters beide Eltern im Jahre 1790 nach Waitra an die böhmische Grenze übersiedelten, überliessen sie jetzt den 9jährigen Knaben in Wien der Obhut seiner Grossmutter und zweier alten Tanten. Dies sollte für Castelli's ganzes Leben, ja für seinen künftigen Beruf für immer entscheidend sein. Die alten Damen besaßen eine auserlesene Bibliothek von Gedichten und Theaterstücken, und oft schlich sich der aufgeweckte Knabe in ein Winkelchen des Hauses, um in diesen Bücherschätzen heimlich zu lesen, denn sie waren ihm auf's Strengste verboten. So entstand frühzeitig in der Seele des Knaben jene unwiderstehliche Sehnsucht nach Dicht- und Schauspielkunst, die ihm für's ganze Leben treu blieb, denn wem die Sonne der Poesie einmal nur so recht warm in's Herz geschienen, den lässt sie nie mehr ganz erkalten.

Schon als Student versuchte Castelli Stücke zu schreiben. Sein erstes erschien bereits im Jahre 1803 im Theater an der Wien; ein kleines Lustspiel: »Todt und Lebendig« nach dem Französischen. Es gefiel, dies spornte seinen Fleiss noch mehr an. Freilich durchlief er die Schulen nur so zur Noth und legte die Lehrbücher nach absolvirten philosophischen und juridischen Studien so rasch als möglich bei Seite, als es ihm gelang, eine Anstellung als Kanzelist bei den Landständen zu erhaschen. Jetzt erst warf er sich vollends kopfüber in den Strudel der Wiener Gesellschafts-Genüsse und Vergnügungen und es gelang ihm, als dramatischer Dichter und gewandter Schauspieler auf Liebhaber-Theatern sich beliebt und unentbehrlich zu machen.

Trotz all' dieser tollen Wirthschaft und trotz seines Amtes — mit dem er es eigentlich nie sehr genau nahm — erübrigte er dennoch immer so viel Zeit, selbst auch dann, als er schon zum Rechnungs-Official in der Landständischen Buchhaltung und zum Secretär und zuletzt zum Rechnungsrath vorgerückt war, nahezu an zweihundert Comödien und Dramen zu schreiben, oder vielmehr zu übersetzen und zu bearbeiten. Aber auch eine Masse Erzählungen und Lebensbilder in Paul de Kock'scher Manier und fünf Bände poetischer Kleinigkeiten schrieb er, so wie auch einen Band »Gedichte in niederösterreichischer Mundart«, letztere wahre Denkmale echter Volkspoesie, die alle seine übrigen Werke weitaus überragen. Seine Schriften und Spässe waren übrigens so harmlos, wie er selbst, und man nannte ihn seiner Gemüthlichkeit wegen allgemein „den letzten alten Wiener“. Als Mensch besass er den untadelhaftesten Charakter, er war gefällig, hilfreich, diensteifrig gegen Jedermann, treu ergeben seinen Freunden, gegen Damen voll Galanterien, was in unserem materiellen Jahrhundert sich ziemlich altmodisch ausnimmt, denn die sogenannte »Galanterie« und alle jene »galanten Finessen« stammen ja aus jener längst verklungenen Zeit, als man in Frankreich sich noch mit den Schriften Diderot's und den Ideen Voltaire's und Rousseau's und bei uns mit Claren befusste. Eine Eigenschaft jedoch besass er, die bei unseren Schriftstellern jetzt immer seltener wird: er sprach nie von seinen eigenen Werken, und wurde er dennoch von Jemandem dazu gezwungen, so machte er in der Regel immer ein so verschämtes Gesicht, wie etwa ein tugendhaftes Fräulein, das man eben an verstohlene »Mutterfreuden« erinnert.

hielt sich nicht wenig auf diese »Bären« zu Gute und schenkte einige derselben seinem Freunde Grillparzer und schrieb folgende Verslein hinzu:

„Großer Mann, ich schätze Deine Werke,
Wenn ich gleich sie nicht verstehe.
Kritik ist nicht meine Stärke,
Doch erhebt mich Deine Nähe; —
Dich zu preisen, Dich zu ehren,
Schreib' ich wieder neue „Bären.“

Ja, Castelli war schwach oder vielmehr eitel genug, selbst dem Dichterkönig Goethe, dem er damals in Wien begegnete, einige dieser Exemplare zuzustecken, und merkwürdig genug, es fand sich auch wirklich nach Göethe's bald darauf erfolgtem Ableben eines dieser Bärenhefte auf dem Nachtkästchen des Faustdichters vor.

Aber eine Schwäche haftete ihm dennoch an, die umso komischer wirkte, als sie mit seiner innersten Natur nicht im Mindesten im Einklange stand. Er liebte es nämlich, sich als echter Patriot, als freiheitsbegeisterter Vaterlands-Vertheidiger zu zeigen, obgleich nie auch nur ein Tröpfchen Heldenmuth oder Heroismus in seinen Adern floss. Einmal sollte ihm eine solche Schwärmerei gar schlecht bekommen. Der Fall war äusserst komisch und in Kürze erzählt, folgender: Im Jahre 1809 hatten sich die Franzosen zum zweiten Male Wien genähert und in Castelli begann sich wieder jenes altgewohnte patriotische Gefühl zu regen. Er verfasste also verschiedene Wehrmannslieder und Kriegsgefänge. Eines dieser Lieder liess Erzherzog Carl in einer Auflage von mehreren hunderttausend Exemplaren in Druck legen und in der Armee vertheilen. Auch Heinrich Collin hatte in ähnlicher patriotischer Weise geschriftstelt. Bald darauf erschien in der ämtlichen Zeitung zu Paris, nämlich im »Moniteur«, ein Edict: „Die genannten Collin und Castelli sind, sobald man ihrer habhaft würde, vor ein Kriegsgericht zu stellen“. Der Feind näherte sich bereits der Hauptstadt und Castelli, auf den Tod erschrocken, wollte flüchten, doch wohin und womit als Accessist mit 300 Gulden Gehalt jährlich?

Da wendete er sich in seiner Todesangst an den Kaiser Franz und bat auf das Demüthigste, ihn, dessen Leben jetzt bedroht sei, einer mit Staatsurkunden von Wien abziehenden Behörde als Begleiter allergnädigst begeben zu wollen. Der Kaiser betrachtete längere Zeit das gefährliche Blatt des »Moniteur«, welches ihm der zitternde Schriftsteller überreicht hatte, schüttelte unwillig den Kopf, gab das Blatt zurück und sagte barsch: „I kann nix für Ihner thun. Warum haben's a Kriegslied g'macht, wer hat's Ihnen denn g'schafft!“

Die Stände hatten ein besseres Einsehen und schickten den Aermsten mit vielen, grossen Kisten voll Rechnungen und alten Papieren nach Ungarn und so war er denn gerettet.

Ein anderes Mal — dies erzählt Bauernfeld in seinen Erinnerungen — sass der siebenundsechzigjährige Castelli eines Abends nach dem Jahre 1848 bei einer Tischgesellschaft und rief, als von der heranrückenden Reaction die Rede war: „Bei Gott, wenn man uns die Freiheit rauben wollte, nähme ich selber die Slinte in die Hand“. Alle lachten. Unter Bach wurde Castelli an sein kühnes Wort erinnert: „Was will man machen“, sagte er gelassen, „aber wenn ihr drauf losgeht, oder auch nur Einer von Euch, so gehe ich mit!“ Niemand ging los und Castelli zog es damals vor, den Franz Josefs-Orden anzunehmen. Wer verübelt's ihm?

Für wohlthätige Zwecke wirkte er mit der edelsten Aufopferung, so rief er z. B. den »Thierschutz-Verein« in Wien in's Leben und wurde sein Präsident, so auch Ausschuss-Mitglied der Gesellschaft der Musikfreunde. Er war ein echter Lebemann und Genussmensch. Um sogenannte classische Studien kümmerte er sich aber gar nicht, ich zweifle, dass er jemals ein ernsthaftes Buch zur Hand genommen. Dennoch brachte er es durch seine liebenswürdigen Eigenschaften dahin, dass er auch ohne classische Bildung der populärste, beliebteste und fruchtbarste Wiener Schriftsteller vormärzlicher Aera wurde und man ihm nach seinem Tode in's Grab nachrief: »Der letzte alte Wiener!«

Er starb am 5. Februar 1862 von allen Wienern tiefbetrauert und wurde am 7. desselben Monats am Ortsfriedhof zu Hütteldorf zur Ruhe gebettet. Die wenigen aber rührenden, von ihm selbst verfassten Verslein die seinen Grabstein noch heute zieren, sind die beste und kürzeste Selbstkritik, sie lauten: ¹⁾

¹⁾ Von Ignaz Franz Castelli's Werken leben noch heute viele Stücke am Repertoire, u. zw.: »Jelva, die russische Waise« als Schauspiel; »Rodrich und Kunigunde« als Parodie; »Johan von Paris«; »die weisse Frau«; »die Schweizerfamilie«; »Semiramis«; »Ferdinand Cortez« als Operntexte. Viele seiner Aufsätze, Gedichte und Erzählungen finden sich in den Almanachen zerstreut. Ueberhaupt bildeten diese jährlich wiederkehrenden Taschenbücher und Almanache einen eigenen Zweig der Schmachtliteratur, welche mit 1848, Gott sei's gedankt, ihr Ende nahm. Einige der bedeutendsten derlei Taschenalmanache gab Castelli selbst heraus und schrieb sie auch grösstentheils selbst, nämlich: »Thalia« in zwei Jahrgängen von 1810—1811. »Salem« in 7 Jahrgängen von 1812—1818

„Hier ist ein Herz der Ruh' gegeben,
 Das Niemanden gehäßt im Leben;
 Der Wiß hat Pfeile zwar verschossen,
 Doch ist aus keinem Gift gelassen;
 D'rum freundlich blick' auf diesen Stein,
 Und hat von meinen Liedern allen
 Auch eins nur Leser Dir gefallen,
 So weih' mir eine Thräne, denkend mein!“

Weiters sind noch folgende historisch interessante Häuser besonders bemerkenswerth, u. zw.:

Das Tilgner'sche Haus „Zu den vier Jahreszeiten“ Nr. 7 (neu 12)

ist für die ältere Topographie der Wiedner Vorstadt von hohem Interesse. An dessen Stelle befand sich nämlich noch kurz vor dem zweiten Türkenkriege (1683) ein Klosterhaus der Nicolaier Nonnen sammt einem Gärtchen und Stadl, wie dies das Grundbuch vom Jahre 1661 nachweist.¹⁾

Auch ein thurmartiges, altersgraues Gebäude stand unmittelbar vor diesem Klosterhause quer über die Strasse und nahm einen grossen Theil des heutigen Adlerplatzes ein. Es glich mit seinem rauchgeschwärzten massiven Unterbau, mit seiner weiten und breiten Durchfahrt, seinen beiden hohen, alterthümlichen Thorflügeln mehr einem Festungsbaue, als einem gewöhnlichen Wohnhause, auch konnte das Durchfahrtsthor, das sonst Tag und Nacht offen blieb, im Bedarfsfalle geschlossen, und dadurch die Strasse jederzeit abgesperrt werden. Beide Bauten gingen in den Gräueln des zweiten Türkenkrieges (1683) vollständig zu Grunde und feierten seitdem ihre Auferstehung nicht mehr wieder; dagegen ist uns aus jener Zeit ein äusserst seltenes, kostbares Bild erhalten geblieben, welches uns über diese beiden Häuser und die Oertlichkeit überhaupt genauen Aufschluss gibt und das ich aus diesem Grunde meinen Lesern als eine gewiss willkommene Gabe hier *sub Figur 17* beischliesse.²⁾

»Huldigung der Frauen« in 13 Jahrgängen von 1813—1827. Er war auch ein leidenschaftlicher Sammler von Dosen, Theaterstücken und Theaterzetteln. Sein Nachlass enthielt 700 Porträts von Schauspielern und Schauspielerinnen; eine vollständige Sammlung von Theaterzetteln von 1600 bis in die neueste Zeit; dann 3000 Bände Schauspiele, darunter beiläufig 12.000 deutsche Stücke; das seltsamste Curiosum dieser Sammlung war ein Stück aus dem Jahre 1515 in lateinischer Sprache unter dem Titel: »*Voluptatis cum virtute disceptio*« verfasst von Chelidonius, Abt zu den Schotten; in Wien gedruckt nach Christi Geburt 1515. — Da Castelli als Junggeselle kinderlos starb, wurde sein kostbarer Nachlass im Lizitationswege versteigert. Castelli war am 6. März 1781 geboren und starb am 5. Februar 1862, einundachtzig Jahre alt.

¹⁾ Die betreffende Stelle dieses Grundbuches lautet wörtlich: »Den wohlhehrwürdigen Klosterjungfrauen bey St. Nicola in Wien gehöriges Haus sammt Gartl und Stadl.«

²⁾ Das Bild, von Daniel Stuttinger gezeichnet und von Weigl in Kupfer gestochen, 29 cm b. und 25 cm h., vom 1. Jänner 1683 datirt, zeigt uns jenen Theil der Wiedener Hauptstrasse, der sich vom Adlerplatz bis zur Kirche erstreckt. In der Mitte des Bildes sehen wir jenes alterthümliche thurmartige Gebäude, quer über die Strasse, beiläufig auf jenem Platze, wo heute der grosse Gascandelaber am Adlerplatze sich befindet, und links das Klosterhaus, das die übrigen Baulichkeiten weit überragt und an seinem breiten eigenthümlich gestalteten Dachplateau leicht erkennbar ist. — Dieses Gebäude erhielt bei der ersten Nummerirung die Conscriptiionsnummer 84 und bei der zweiten die Nummer 448. Die ältesten nachweisbaren Hausbesitzer desselben waren: Hans Christoph Purdhardt, kaisl. Bartschier-Rottmeister im Jahre 1670, und Hans Georg Purdhardt, nieder-Oesterr. Landschafts-Meiberreiter ums Jahr 1678. Nachdem das Haus später ein Klosterhaus geworden und diese Eigenschaft wieder verloren hatte, kam es 1748 abermals in Privatbesitz, und es gelangten nun die neuen Eigenthümer in rascher Aufeinanderfolge an die Gewähr, u. zw.: im Jahre 1748 Veit Schmid „Landgutsch.“; 1780 Anton Bianti, fürstl. Haushofmeister; 1810 Anna, Franz u. Andreas Mesli, welche das Haus im Jahre 1812 in seine heutige Gestalt dreistöckig umbauen liessen und im Jahre 1813 an Johann Hauptman verkauften; 1815 Martin Braun, Sattlermeister; 1818 Josef Braun und endlich im Jahre 1841 Johann Tilgner, »Pfaidler und Druckwaarenbesitzer zu Untermeidlinge«, nach dessen im Jahre 1847 erfolgten Tode

Das Hof-Barbierhaus „Zum schwarzen Bären“ heute Hôtel zur Stadt Triest, Nr. 8 (neu 14).

Wenn ich dieses Hauses besonders gedenke, so geschieht es nur aus dem Grunde, weil dasselbe an eine ganz merkwürdige Culturepoche erinnert, auch der Besitzer desselben in dieser Epoche eine ganz besondere Rolle spielt und daher das Epitheton historisch mit vollem Recht verdient. Der Sachverhalt ist folgender :

Kaiser Leopold I. und sein Hofbarbier.

Es lag damals im Geschmack jener merkwürdigen und schwerfällig ceremoniellen Zeit, sich durch allerlei pedantische Gelehrsamkeit vom gemeinen Pöbel zu unterscheiden. Man belastete desshalb sein Gedächtniss mit einer Menge unnützen Wortkrams und todter Sprachen und hob besonders die lateinische Sprache zu einer förmlichen Staats- und Gelehrten-Sprache empor; die Jesuiten führten sie zuerst in ihren Schulen ein; alle diplomatischen



Fig. 17.

Die Wiedner Hauptstrasse vor der Paulanerkirche im Jahre 1683.

Noten und Staatsschriften wurden lateinisch verfasst, und auch die Apotheker und Aerzte schrieben ihre Recepte nur lateinisch.¹⁾ Diese Sprache war aber diesen Herren nichts anderes

sich die beiden Söhne (Leinwandhändler) Ignaz und Johann Richard Tilgner in das väterliche Erbe theilten. Die gegenwärtigen Besitzer sind: die Vormundschaft der noch minderjährigen Kinder und Johann Tilgner, der das halbhundertjährige Leinwandgeschäft noch unverändert fortführt.

¹⁾ Nicht uninteressant ist die Bemerkung, dass aus jener lateinischen Zeitepoche — (die bis zu Joseph II. andauerte) — sich noch bis heute in der Volkssprache der Wiener viele Sprichwörter, Redensarten und Ausdrücke erhalten haben, denen eine geschichtliche Bedeutung beigelegt werden kann und die nachweisbar lateinischen Ursprungs sind, d. h. aus sogenannten Stamm- oder Wurzel-Worten sich ableiten lassen. Der eng bemessene Raum gestattet mir nicht viele Beispiele aufzuzählen, daher ich mich nur auf einige wenige beschränke. — So z. B. nenne ich das Scheltwort »Kruziferrase«, ein echtes Wiener Fiakerfluchwort aus den sogenannten »etern Gründen«, stammt aus dem lateinischen »ad cruzem ferratus«

als — um mich modern auszudrücken — eine Art »Ordensbändchen im Knopfloch«, das sie vom profanum vulgus unterschied, sie eine Stufe höher stellte als die gewöhnlichen Menschenkinder, namentlich den Aerzten eine Art priesterlicher Weihe verlieh und ihre »Recepte zu wahren Talismanen« stempelte, die umso kräftiger wirkten, je unverständlicher sie waren. Weh' Demjenigen, der an diesen Mysterien rühren wollte! —

Auch Kaiser Leopold I. war ein echter Sohn seiner Zeit und neigte sich der grübelnden Gelehrsamkeit hin. Sein müder gelangweilter, kniffiger Geist vertiefte sich am liebsten in allerlei gelehrte Controversen und verweilte dort am liebsten und am längsten, wo es ein gelehrtes Häkelchen, wo es etwas Verwirrtes oder Verworrenes zu lösen gab! ¹⁾ —

Zu seinen vielen gelehrten Schrullen gehörte nun auch die »lateinische Sprache«, die er leidenschaftlich liebte, und wirklich gut und geläufig sprach. Tagelange konnte er sich mit ihren sprachlichen »Regeln« und »Ausnahmen« abquälen, die er auswendig lernte; ja man erzählt sich sogar, dass es zu seiner grössten Lieblingsbeschäftigung gehörte, in diplomatischen Noten, die ihm die Minister unterbreiteten, alle lateinischen Fehler aufzusuchen und selbe sodann mit grösster Befriedigung und umständlichster Genauigkeit eigenhändig auszubessern; er konnte alsdann über solche „*Schnitzer*“, wie er sie nannte, sich kindisch freuen und oft stundenlang mit ihnen sich unterhalten.

Am liebsten sprach er mit seiner Umgebung lateinisch und wer ihm hier Stand halten konnte, der hatte bei ihm einen grossen Stein im Brette und konnte sich schon etwas erlauben.

Ein Zufall führte nun eines Morgens zur Entdeckung, dass gerade der Leibbarbier des Kaisers der lateinischen Sprache ebenso vollkommen mächtig sei, als sein kaiserlicher Herr.

Daniel Schratter (so hiess der Sprachkundige) fand nämlich zufällig, als ihn eben der Dienst traf, im Vorzimmer des Kaisers ein von einem ungarischen Geistlichen in lateinischer Sprache verfasstes Bittgesuch auf der Erde liegen, hob es auf, überreichte es dem Kaiser und, als dieser ihm befahl, selbes zu lesen, übersetzte er es sogleich wortgetreu ins Deutsche und lieferte somit den klaren Beweis, dass er der lateinischen Sprache auch vollkommen mächtig sei. Seit diesem Tage stieg Schratter in der Gunst seines Kaisers; Leopold, der stolze, vom äusseren Glanze seiner Würde so sehr eingenommene Fürst, hielt es nicht unter seiner Würde, täglich nach der Frühmesse, wenn Schratter beim Umkleiden den Dienst hatte, an diesen

(zum Kreuzgeschleppt); — das Fluchwort »Kruzifix« ist durch Verballhornung aus dem lateinischen »ad cruzem fixus« entstanden (wörtlich: ans Kreuz geheftet); — das Scheltwort »Falot« stammt von »falliren« (sich zahlungsunfähig erklären) und entspricht dem französischen »banqueroute«; — »Godigkeit« wird im Wiener Dialect statt des Wörtchens »gleichsam« gebraucht und entspringt aus dem »quod dicat«; — »Fettel«, ein Schimpfwort für »altes Weib«, aus dem lateinischen »vetula«, gleichbedeutend mit dem französischen »mechante femme«; — »splendide« oder »splendabel« aus dem lateinischen »splendidus« (wörtlich: glänzend) von »splendor« (der Glanz); »Letizel« von »Laetitia« (die Heiterkeit); »Gaudi« von »Gaudium« (die Freude); »Standapede«, augenblicklich, entstammt dem »stante pede« (stehenden Fusses); »Fiduz« von »Fiducia« (die Zuversicht). Der wienerische Volksausdruck »Salveni« leitet sich ab aus dem »Salva venia« (mit Erlaub); »Malefiz« aus dem Worte »male facere« (übel thuen). So gibt es noch unzählige Ausdrücke, die zumeist in den entlegeneren Gegenden von Lerchenfeld und Lichtenthal — (wo das Wienerische am »reinsten« gesprochen wird) — von der untersten Volksclasse gebraucht werden, die zwar bisher noch nicht in der Schriftsprache Eingang fanden, aber dennoch den Beweis liefern, dass sich aus jener lateinischen Epoche eine Menge Worte in die Volkssprache eingebürgert haben, die noch heute bestehen und die noch heute als echt Wienerisch klingen, während sie in der That echt lateinischen Ursprungs sind.

¹⁾ So beschäftigte er sich z. B. am liebsten mit den Schwierigkeiten des Contrapunktes und componirte selbst 300 Motetten, die er alle mit unsäglicher Geduld eigenhändig niederschrieb und die sich noch heute mit der kaiserlichen Handschrift im Bibliothek-Saale des Musikvereins (als Geschenk des verstorbenen Erzherzogs Rudolph) befinden.

einige Fragen in lateinischer Sprache zu richten, die Letzterer dann auch stets auf das bündigste zu beantworten pflegte. Die Conversation zwischen Kaiser und Barbier wurden immer häufiger.

Diese Annäherung gab auch dem Kaiser alsdann Gelegenheit, die Treuherzigkeit und schlichte Ehrlichkeit seines Dieners genug oft kennen zu lernen, um ihm später sein volles Vertrauen zu schenken und sich dann seiner Person als Vermittler zu bedienen, wenn es galt, geheime Almosen zu spenden. Der Kaiser hatte nämlich ein weiches, wohlthätiges Herz und ein genügend feines Zartgefühl, um hauptsächlich unschuldig Verarmte möglichst schonend mit Geld zu unterstützen. Er gab dann insgeheim gerne und reichlich, auch dann noch, wenn die Kräfte seiner Kammer nicht mehr ausreichten und nur noch sein »Privatsäckel« vorhalten musste; in diesen delicates Fällen übernahm Schratter das Geschäft eines Almosenieurs. Eines Tages forderte der Kaiser den Schratter auf, sich nun selbst eine Gnade zu erbitten, worauf dieser, ohne viel Bedenken, sogleich erwiderte: „Majestät! ich habe nur eine einzige Bitte: es möge mir vergönnt sein, meinem kaiserlichen Herrn auch dann noch treu ergeben zu dienen, wenn mich bereits längst schon das vorgeschriebene Dienstalter meiner Dienstpflicht wird enthoben haben!“ Der Kaiser, gerührt durch diesen Ergebenheitsbeweis, gewährte ihm nicht blos diesen Wunsch, sondern versprach auch in Hinkunft für seine Familie bestens zu sorgen und beschenkte ihn mit einer grossen goldenen »Gnadenkette«, die Schratter als theures Familienkleinod bis zu seinem Lebensende treu bewahrte!

Daniel Schratter war Bürger von Wien und seit 1689 (laut Grundbuch) Besitzer obigen Hauses; er starb daselbst im Jahre 1699, allgemein geliebt und betrauert, 62 Jahre alt; die Wiener, die ihn kannten, schätzen und lieben ihn und nannten sein Haus noch lange nachher, nachdem es schon längst in andere Hände übergegangen war, das „alte Hofbarbierhaus“.¹⁾

¹⁾ Daniel Schratter, in einem ungarischen Dorfe bei Stuhlweissenburg im Jahre 1637 geboren, war anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt, studirte die lateinischen Schulen, musste aber wegen des plötzlichen Todes seiner Eltern die Studien wieder verlassen und ging nach Wien, wo er durch Unterricht in der lateinischen Sprache sein Leben fristete, lernte später das Barbierhandwerk und ging zu einem sogenannten „Bader“ als Gehilfe in die Lehre. Durch Fleiss und Sparsamkeit gelang es ihm alsbald selbstständig zu werden und eine eigene Officin zu errichten; er heiratete nun ein wohlhabendes Bürgermädchen, wurde selbst Bürger von Wien und zum wohlhabenden Manne. Gute Freunde verschafften ihm eine Anstellung bei Hofe, wo er dann durch die Gunst seiner Vorgesetzten zum »Hofbarbier« avancirte; er kaufte sich im Jahre 1689 obiges Haus, das er seinen beiden Söhnen nach seinem Tode (1699) als Erbtheil hinterliess. Aber noch andere historische Reminiscenzen bergen diese Mauern. Als nämlich die beiden Schratter'schen Söhne im Jahre 1700 ihr Haus an den Gastwirth Blasius Fraunson verkauften, errichtete dieser hier eine **Einkehr der Briefboten** aus Laibach, Linz, Salzburg und Venedig. Dadurch war die Ruhe in diesen stillen Mauern mit einem Male vernichtet; während man nämlich früher hier nie ein Geräusch hörte, höchstens die leisen Schritte eines Hoflakaien oder Pagen, eines Cavaliers oder Hofbediensteten, trat plötzlich, wie mit einem Schlage, das turbulenteste Getümmel von Wagen, Menschen und Pferden an die Stelle der friedlichen Ruhe und währte nun ein volles Jahrhundert, bis im Jahre 1800 der bekannte Grossfuhrmann **Josef Neumann** an die Gewähr kam. Dieser stellte die Einkehr der Briefboten ein, errichtete ein Grossfuhr-Geschäft und erwarb sich hier ein so bedeutendes Vermögen, dass sämmtliche von ihm erkaufte Häuser eine Gasse bildeten, die nach ihm noch heute den Namen „**Neumanngasse**“ führt. Im Jahre 1820 wurde **Nicolaus Knechtlein** Eigenthümer dieses Hauses, das er im Jahre 1824 in seine heutige imposante Gestalt umbauen liess; im Jahre 1830 dessen Sohn **Franz Knechtlein**, der hier den Standort für die Laxenburger Stellwagen errichtete, wie dies noch heute der Fall ist. Im Jahre 1832 kam **Franz Neubauer** an die Gewähr, der das Gebäude renoviren liess, zu einem modernen Hôtel erhob und ihm den Namen »Zur Stadt Trieste« verlieh. Die späteren Besitzer waren: Frau Barbara Neubauer und gegenwärtig deren Erben. Schliesslich sei noch bemerkt, dass das Hofbarbierhaus oder jetzige Hôtel »Zur Stadt Trieste« schon auf dem Bilde sub Figur 17 deutlich ersichtlich ist. Es ist ein ebenerdiges ärmliches Häuschen mit 4 Fenstern und einem hohen Dachstuhl und an seinem doppelflügeligen Einfahrtsthore sowie auch an seinen beiden hohen Aufsätzen am Dachstuhle leicht erkennbar. Zwischen diesem Hause und dem schon früher genannten Kloster-Gebäude sehen wir ein äusserst schmales zweifenstriges ebenerdiges Häuschen, es ist dies das Wirthschafts-Gebäude (sogenannte „**Stadl**“), das gleichfalls Klostereigenthum war und von den Nicolaierinnen zu ökonomischen Zwecken benutzt wurde. Diese beiden Häuser gingen während der zweiten Türkenbelagerung (1683) vollständig zu Grunde, wurden aber bald darauf auf denselben Grundparzellen einstöckig und später auch zweistöckig wieder aufgebaut.

Das Haus zum blauen Wolf, später das Lamatsch'sche Apothekerhaus zur heiligen Dreifaltigkeit Nr. 9 (neu 16).

Dieses Haus erfreut sich des Ehrfurcht gebietenden Vorrechts, sich „das älteste Apothekerhaus auf der Wieden“ nennen zu dürfen. Schon im Jahre 1708 wurde nämlich hier „die erste ordentliche Apotheke“ errichtet, wie dies aus einem Regierungs-Erlasse Josef I. vom 28. December 1708, sowie aus einem spätern Carl VI. vom 31. October 1715 unzweifelhaft hervorgeht,¹⁾ während das **Wienerische Comerzial-Schema** aus dem Jahre 1793 darthut, dass noch zwei andere Apotheken dieser Vorstadt, jedoch viel später als die Obige ins Leben gerufen wurden.²⁾ Auch das Grundbuch bestätigt den uralten Bestand dieses Gebäudes als Apothekerhaus, und beweist, dass dasselbe seit 1715 bis heute, also seit 173 Jahren ununterbrochen Eigenthum von Apothekerfamilien war, indem stets durch fortgesetzte Heiraten eine Familie nach der andern in den Hausbesitz vorrückte.³⁾

¹⁾ Der obige Regierungs-Erlass Carl VI. vom 31. October 1715 (der sich auf jene frühere Verordnung Josef I. vom 28. December 1708 beruft) erliegt als Original-Dokument noch gegenwärtig im Hausarchive dieser Apotheke und wird daselbst als kostbarer Hausschatz noch heute wie ein »Kleinod« aufs sorgfältigste verwahrt. Derselbe ist auf Pergament geschrieben, mit dem kaiserlichen Insiegel und der eigenhändigen Unterschrift Carl VI. versehen, und trägt auch sonst noch die untrüglichen Merkmale der Echtheit eines Originales an sich.

Derselbe lautet wörtlich: Wir Carl VI. von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser und allezeit Mehrer des Reiches, bekennen mit diesem Briefe und thuen Kund Allen mániglich u. c., daß Wir dem Johann Georg Rauch, (ehe dessen gewesener Apotheker in Presburg) auf seine allerunterthánigste Bitte und darüber von unserer Niederösterreichischen Regierung abgeforderten und auch eingelangten gehorsamsten Bericht und Gutachten, aus besonders erheblichen Bewegursachen, lezthin noch unterm 28. December 1708 Dero kaiserl. landesfürstliche Bewilligung ertheilen, daß derselbe in alldiesiger Vorstadt, außer dem Kárnthnerthor auf der Wieden eine neue ordentliche Apotheke errichten, allda solch eine Profession sowohl für sich, wie für seine nachgelassene Wittib, Erben und künftige gesetzmäßigen Inhaber, gleich allen andern bürgerlichen Apotheken, dahier fortführen und betreiben dürfe. Wien, den 31. October 1715, Carl VI. im fünften Jahre unserer Regierung.

²⁾ Dieses für die Wiener Geschäftswelt so hochinteressante „Comerzial-Schema“ erschien seit 1765 alljährlich durch volle 30 Jahre (von 1765 bis 1795) in Form eines Geschäfts-Kalenders bei Josef Gerold in Wien und enthält sämtliche daselbst bestandenen Firmen. Der höchstoriginelle Titel dieses schätzbaren Buches lautete: „Wienerisches Comerzial-Schema das ist ein genauer Geschäft-Almanach auf das Jahr 1793, welches enthält die sämtlichen Kaufleute, Künstler, Handwerker und Fabrikanten mit ihren innehabenden Gebäuden, Niederlagen, Gewölben, Wohnungen und Schildern, nebst anderen nothwendig zu wissenden Nachrichten für Einheimische und Fremde, wie auch Messen und Jahrmärkte u. c. bei Josef Gerold, kaiserlichen Reichshofraths-, Buchdruckern und Buchhändlern in Wien am Dominikanerplatz im Jahre 1793“.

Durch dieses Schema ist zur Genüge erwiesen, dass noch zwei andere Apotheken für die Wieden im Jahre 1795, also viel später als die Obige gegründet wurden u. zw. die eine von einer gewissen Barbara Spielerin, „zum Frauenbildl“ auf der neuen Wiedener Hauptstrasse Nr. 124 (heute Margarethenstrasse Nr. 31) identisch mit der jetzigen Apotheke des J. Fiedler »zum Einhorn« und die andere von einem gewissen Carl Hirsch, ebenfalls auf der neuen Wiedener Hauptstrasse Nr. 108 (gegenwärtig Margarethenstrasse Nr. 75), wo sich jetzt die Apotheke des Felizian Altenberg befindet.

³⁾ Laut Grundbuch erschienen folgende Apotheker und ihre Familien an der Gewähr, u. zw. im Jahre 1715 Johann Heinrich Boymann, erster bürgerlicher Apotheker »zum blauen Wolfe«.

1754. Josef Thadäus Haimmerl, den Maria Theresia durch besondere Privilegien und durch Erhebung in den Adelstand (mit dem Prädicat „Edler von Ehrentreu“) auszeichnete.

1780. Josef Ignatz Moser, der die Tochter des Apothekers Haimmerl, Namens Therese heiratete und am 9. October 1791 mit Zurücklassung der Witwe und zweier minderjähriger Söhne Ignatz und Josef starb; damals führte die Apotheke bereits das Schild: »zur heiligen Dreifaltigkeit«.

Von allen Jenen, die dieser Apotheke vorstanden, verdient besonders genannt zu werden: Ignatz Moser junior.

In der Person dieses Mannes tritt uns das lichtvolle Bild eines „Gelehrten der alten guten Zeit“ entgegen, wie sie wohl bereits ausgestorben sind. Wohlwollen und Herzengüte, Selbstlosigkeit und Bescheidenheit, bildeten den Grundton seines Wesens. Fern von Neid und Gelehrtenhäß ging er still und ruhig der Geistesarbeit nach, und wenn er dennoch sich zuweilen in Gegensatz zur Tagesbewegung stellte, so geschah es bloss aus Liebe zur Wissenschaft. Sein Hauptstudium war die „Mineralogie“, der er sich ganz ergab; er sammelte auch unermüdlich Fossilien, und brachte während einer mehr als 42jährigen Thätigkeit, in der Zeit von 1786 bis 1828 über 22.000 Stücke in allen Spielarten und Varianten zusammen, die er nach dem damals besten Systeme des *Bergrathes Werner* ordnete, und in seiner Apotheke aufstellte, um sie bereitwilligst Jedermann auf Verlangen zu zeigen, oder Wissbegierigen selbe nach Wunsch zu erklären. Auch seine Bibliothek gehörte zu der umfangreichsten ihrer Art, und umfasste die besten pharmaceutischen und mineralogischen Werke. Der berühmte Mineraloge *Carl Megerle von Mühlfeld*, damals Director des k. k. Naturaliencabinets und Schriftsteller anerkannter naturhistorischer Werke, belobte Moser's Fossilien-Sammlung in seinen Schriften auf das Schmeichelhafteste.¹⁾

Auch *Franz Heinrich Böfh* in seinem trefflichen Werke: „*Merkwürdigkeiten der Haupt- und Residenzstadt Wien*“ (gedruckt bei Philipp Bauer in Wien 1823), gibt auf Seite 135 des ersten Theils eine genaue Beschreibung dieser Sammlung.²⁾

Eines äusserst komischen Zwischenfalles will ich noch besonders gedenken, der hier eine Stelle finden mag.

Moser und die Visitations-Commission in der Apotheke.

In den letzten beiden Decennien des vorigen Jahrhunderts machte sich ein ungemein reges Streben nach „Neuerungen“ aller Art bemerkbar. Die jungen Aerzte standen den eingerosteten Vorurtheilen ihrer älteren Collegen schroff gegenüber. Der erste Ansturm galt zunächst der öster-

1791. *Therese Moser* (geborne Haimmerl), welche das Geschäft bis zur Grossjährigkeit ihrer beiden Söhne fortsetzte und am 9. October 1796 starb.

1796. *Ignatz Moser junior*, der sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften besonders auszeichnete, eine *Katharina Wolf* heiratete und am 16. November 1828 starb.

1828. *Katharina Moser* (geborne Wolf), welche im selben Jahre (1837) das zweistöckige Haus, in seiner heutigen Gestalt dreistöckig, umbauen liess, ihre Tochter *Marie* dem *Ignatz Lipp* zur Ehe gab und am 19. December 1853 starb.

1853. *Marie Lipp* (geborne Moser), die ihrem Schwiegersohne *Johann Lamatsch*, Doctor der Chemie, die Apotheke zur Fortführung überliess.

1865. *Hedwig Lamatsch* (geborne Lipp) und *Johann Lamatsch*, Doctor der Chemie, und endlich seit 1879 die *Lamatsch'schen Erben*.

¹⁾ *Carl Megerle* sagt unter anderm wörtlich: „Die Fossilien-Sammlung des *Ignatz Moser* (Apotheker auf der Wieden) ist sehr vollständig und zeichnet sich, in Rücksicht auf neueste mineralogische Entdeckungen, durch Reichthum seiner Varietäten vortheilhaft aus. Besondere Erwähnung verdienen: die Böhmisches, Ungarische und Vesuvische Mineralien, ein sehr merkwürdiges großes „Holzzinn“, grünlich graues „Katzenaugen“ von *Atgersdorf* nächst *Wien* (ein Findling aus einem Gebirgsbach), nebst mehreren kleineren Varietäten aus *Süd-Amerika*, daher diese Sammlung jedem Freunde mineralogischer Wissenschaft zur Besichtigung auf's wärmste empfohlen werden kann.

²⁾ *Franz Heinrich Böfh* sagt wörtlich: „Diese Mineralien-Sammlung besteht aus ungefähr 2200 Fossilien, deren jedes Stück im Durchmesser zwei Quadrat-Zoll beträgt. Diese Sammlung ist nach des *Bergrathes Werner* zuletzt erschienenem Mineral-Systeme geordnet. Diese Exemplare zeichnen sich durch ihre äussere Form hinsichtlich der Deutlichkeit und Erkennbarkeit vorzüglich aus. Obgleich diese Sammlung keine hervorstechenden Naturfeltenheiten aufweisen kann, so ist sie doch wegen ihrer vielen Varietäten vorzüglich zum Studium der Mineralogie geeignet.“

reichischen älteren Pharmakopöe, einem dickleibigen Buche des vorigen Jahrhunderts, aus welchem eine Menge veralteter Stoffe von den Neuerern ausser Gebrauch gesetzt werden sollte, namentlich jene complicirten „Gebräue“ und „destillirten Wässer“, die man den Kranken noch immer zum Schlucken gab, obgleich sie gar keine Wirkung hatten, noch je haben konnten und eigentlich nur dazu dienten, um den „Tränkchen“ irgend einen fabelhaften Geruch oder Geschmack zu verleihen. Moser stand auf Seite der Neuern und wettete eben so lästerlich wie die Anderen über die unnütze „Medicinpanscherei“. Doch was war zu thun? Man musste dennoch jeden Stoff, den die österreichische Pharmacie vorschrieb, in der Apotheke bereit halten, ob er nun gebraucht werden sollte oder nicht, auch hatte jeder graduirte Arzt das Recht, jede beliebige Apotheke zu visitiren, Missbräuche abzustellen und diese der hohen Landesstelle anzuzeigen. Derlei Controlirungen gehörten daher nicht zu den Seltenheiten, denn die Regierung drohte stets den „Arzt“ hinter den „Sanitäts-Beamten“ zu stellen.

Auch die Moser'sche Apotheke wurde eines Tages von einer solchen strengen Visitation heimgesucht.

Gravitätisch traten mehrere der würdigen älteren Doctoren ein und nahmen die übliche Visitation vor und fanden Alles auf das Vortrefflichste und allen Vorschriften entsprechend, bis es einem der Würdenträger einfiel nach den „destillirten Wässern“ zu fragen: „Zier meine Herren!“ rief unerschrocken der neuerungssüchtige Moser, indem er die Herren zu einem, noch heute im Hofe befindlichen Pumpbrunnen führte und bei jedem Pumpenstoss ausrief: „Hier aqua tiliae! hier aqua rutae! hier aqua spiracae! aqua Tridis, sambuci, acaciae, etc. etc. — — — —!“

Die Herren merkten die bittere Satyre und schlichen schweigend, einer nach dem andern, wie sie gekommen waren, voll Ingrimms aus der Apotheke; doch schon nach acht Tagen erhielt Moser von der hohen Landesstelle einen fulminanten Verweis, worin ihm unter Androhung gesetzlicher Strafe bedeutet wurde: „sich nicht blos künftighin die Vorschriften über destillirte Wässer genauesten vor Augen zu halten, sondern auch die fehlenden sogleich zu ergänzen, und dass solches geschehen sei, unter Einem der hohen Stelle zu berichten.“

Das Haus zum goldenen Kreuz Nr. 11 (neu 20).

Dieses Haus (heute der Gasthof zum goldenen Kreuz) ist für die ältere Topographie der Wiedener Vorstadt von hohem Interesse, denn hier stand einst der „Lasslathurm“ auch „Neuethurm“ genannt, ein mächtiger, festungsartiger Steinbau mit hohem Dache, vier hohen spitzigen Seitenthürmen, einem mächtigweiten Durchfahrtsthor und Zugbrücken, die sich über einen hier vorbeiziehenden Festungsgraben legten.

Dieser Graben diente als eine sehr wichtige fortificatorische Vertheidigungslinie, denn er ging vom heutigen Rösselhause quer über die Wiedener Hauptstrasse am Lasslathurm vorbei, bog in die Schleifmühlgasse ein, occupirte das Haus „zum goldenen Fassel“ (heute Nr. 12) und zog sich sodann der ganzen Schleifmühlgasse entlang, bis an den Wienfluss, wo ebenfalls ein mächtiges „Bollwerk“ emporragte. Auch eine zweite entgegengesetzte Richtung nahm dieser Graben, nämlich vom Rösselhaus durch die heutige Gusshausgasse im schiefen Winkel gegen die Luken des Stubenthors.

Der Lasslathurm wurde vom König Ladislaus Corvinus im Jahre 1452 erbaut, scheint aber bereits in den Wirren des ersten Türkenkrieges zu Grunde gegangen zu sein, denn er findet sich auf keinem der späteren Bilder, weder auf jenem von Wolmuet (1547), noch von Hirschvogel

(1547), oder Lantensak (1558), Hufnagel (1609), Vischer (1672), oder Suttinger (1684) vor. Ein weiterer Beweis für das frühzeitige Verschwinden dieses Thurmes sind die alten Grundbücher des Hauses selbst aus dem Jahre 1650; dort heisst es wörtlich: *Das Haus sammt Gärtl zum guldenen Kreuz aussen am Pühl gelegen, darauf der Neue Thurm gestanden.*¹⁾

Das Haus zum silbernen Löwen. Gluck's Sterbehaus Nr. 466 (neu 32).

Wenn wir vor diesem Hause ein wenig Umschau halten, bemerken wir über dem Thore ein kleines bescheidenes Täfelchen von rothem Marmor, mit der Aufschrift: „Gluck's Wohnhaus!“ Diesen Denkstein liess ein k. k. Major, der frühere Besitzer Franz Freiherr von Werner zu Anfang der dreissiger Jahre, bei Gelegenheit des letzten Umbaues setzen, um das Andenken an den unsterblichen Tonmeister zu ehren, der hier nach einer endlosen Reihe von Triumphen den letzten Rest seiner Jahre verbrachte und auch hier seinen unerwartet raschen Tod fand. Die Stätte, wo ein grosser Geist gewaltet, wo er gelebt und geschaffen, trägt immer den Stempel unvergänglicher Weihe und ist für uns stets bedeutungsvoll und interessant, ja in diesem Falle um so interessanter, als sich in diesen Räumen noch greifbare Spuren und sichtbare Zeichen seines Waltens vorfinden, die es uns zur Pflicht machen, selbe in Schrift und Bild noch rasch genug festzuhalten, ehe sie vielleicht unter dem Fluche der Gleichgiltigkeit für immer der Vernichtung preisgegeben würden!

Vor Allem möge hier das „Sterbehaus“ des Unsterblichen *sub Figur 18* seine Beachtung finden.²⁾

Das Haus war geräumig, und hatte eine Front von sieben Fenstern. In der Mitte befand sich ein grosser Saal mit drei Fenstern, rechts und links je ein Zimmer mit zwei Fenstern. Den Saal zierten zwei grosse breite „Wandspiegel“ in schönen weiss lackirten Holzrahmen, die bis an die Zimmerdecke hinan reichten und die Wand zwischen den Fenstern vollständig ausfüllten. Die Spiegel rühren noch aus dem Besitze Gluck's (wie mir die jetzige Besitzerin, Frau Franziska von Weydach versichert), sind aus kostbarem belgischem Glas mit „Façetten“, und mochten damals ziemlich hoch im Preise gestanden haben. Sie sind noch heute an derselben Stelle eingemauert, nur ist der Saal gegenwärtig in zwei kleinere Zimmer abgetheilt. Auch ein schöner geräumiger Garten mit schattigen Bäumen und Blumenrabatten breitet sich rückwärts am Hause aus, welcher schon zu Gluck's Zeiten bestand, wiewohl in grösserer Ausdehnung, als heute, da der Haushof und der hintere Haustract gegenwärtig auf ehemaligem Gartengrund stehen. — Unsere ganze Aufmerksamkeit aber nimmt jenes noch bestehende „Gartenhäuschen“, welches ich weiter unten im Bilde folgen lasse, in Anspruch, das ganz rückwärts an der Gartenmauer angebaut ist und mit seinem verzierten Dachaufsatze, mit seinen Gesimsverzierungen, seinen sogenannten Jesuiten-Schnecken (im alten Jesuitenstyl), den Geschmack des vorigen Jahrhunderts zeigen; hier componirte Gluck an schönen warmen Sommertagen an seinen „Danaiden“, die er aber

¹⁾ Dieser „Pühl“ (ein veralteter Ausdruck für »Hügel« oder »Erhöhung«) bestand noch bis ins XVIII. Jahrhundert fort und wir bemerken auf jenem Salomon Kleiner'schen Bilde, welches die »Paulanerkirche« aus dem Jahre 1724 darstellt, noch immer mehrere nicht unbedeutende »Hügelstellen«, welche erst zu Anfang dieses Jahrhunderts vom obigen Hause bei Gelegenheit seines Umbaues verschwanden. Der letzte Umbau geschah im Jahre 1823 durch den Hausbesitzer Franz Franz, Mitglied des äusseren Stadt-Rathes und Richter auf der Wieden. Sein Sohn Franz Franz (junior) gelangte nach dem Tode seines Vaters (24. April 1849) an die Gewähr; der jetzige Eigenthümer ist Wahliss Ernst.

²⁾ Das Haus erscheint hier im Bilde bereits zweistöckig, also nicht mehr in jener ursprünglich einstöckigen Gestalt wie es zu Gluck's Zeiten bestand. Erst in den Dreissiger-Jahren wurde ein zweites Stockwerk aufgesetzt und der ganze rückwärtige Tract neu hinzu gebaut. Die Fassade jedoch blieb unverändert.

nicht mehr vollendete und an dem Entwurfe einer heroischen Oper „Roland“, deren Brouillon er ins Feuer warf, als er erfuhr, dass sein Gegner Piccini denselben Stoff behandle, dann an mehreren geistlichen Liedern und sieben Liedern fürs Clavier, die bei Artaria erschienen.

Wollen wir uns Gluck so recht lebhaft vergegenwärtigen, ihn und seine Werke unserem Verständniss näher bringen, so müssen wir ihn in seiner merkwürdigen „Doppelnatur“ auffassen und beurtheilen, einmal als strengen Idealisten, der auf lichten Höhen seine Gebilde aus Sonnenfäden spinn, und dann das andere Mal als praktischen Geschäftsmann, der sein Profitchen schlaue im Vorhinein berechnet, und seinen Vortheil klüglich zu wahren versteht!

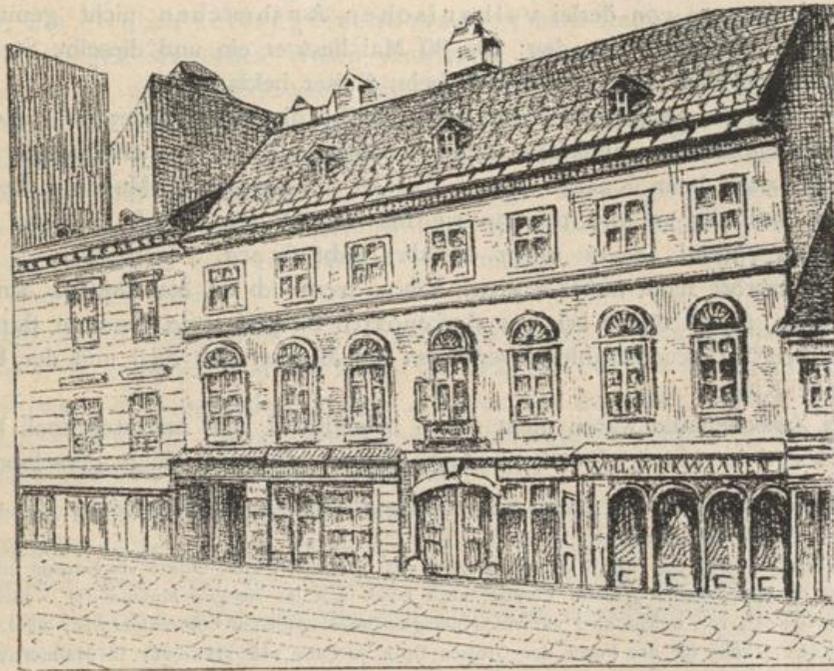


Fig. 18.

Gluck's Sterbehaus Nr. 32 in der Wiedener Hauptstrasse.

Christoph Willibald Gluck, der grosse Reformator der Oper.

Christoph Gluck war eine durchaus stattliche Erscheinung von hohem Wuchs und starkem fast athletischem Körperbau; sein Gang war stolz und von gerader Haltung, seine feinen und doch kräftigen Gesichtszüge verrathen „Energie“ und festen unbeugsamen „Willen“, das dunkle dichte Haar beschattete eine hohe Denkerstirne, die nur leise Spuren von „Blatternnarben“ zeigte, auch Kinn und Wangen hatten derlei aufzuweisen.

Das zutreffendste Bild von Gluck als „Mensch“ gibt uns unstreitig sein Porträt im Belvedere.

Von Duplessis in Paris im Jahre 1751 als lebensgrosses Kniestück gemalt, zeigt er uns den 61jährigen Meister am Clavier voll Begeisterung spielend, den Blick etwas nach aufwärts gerichtet. Die Aehnlichkeit ist sprechend, die edlen Gesichtszüge fein individualisirt. Die kleinen Falten und Fältchen auf der Stirne und um den Mundwinkel verrathen zwar sichtlich die „Handschrift der Zeit“, aber die Augen leuchten noch wie zwei grosse dunkle Sterne hervor, in Jugend-

frische mit wunderbarem Glanz und contrastiren gar seltsam mit den bereits alternden Wangen; die Lippen verrathen den derben Oberpfälzer, aber die Augen blicken so sehnsuchtsvoll, so träumerisch in die Ferne nach den Himmelssternen, dass man aus denselben den Idealisten, die zart besaitete musikalische Seele wohl erkennen kann.¹⁾

Gluck's Lehr- und Wanderjahre waren zwar hart, voll Arbeit und Entbehrung, doch stählten sie ihn wunderbar und verliehen ihm jene ausserordentliche Selbstständigkeit und Willensstärke, die im Leben oft so nöthig sind, und denen er so manche Erfolge verdankte.

Im täglichen Verkehre war er kalt, förmlich und zurückhaltend, um so ungeduldiger und aufbrausender jedoch, wenn es sich um seine Compositionen handelte. Bei Proben und Productionen steigerte sich seine Strenge nicht selten bis zur schroffsten Rücksichtslosigkeit, und seine Biografen können von derlei vulkanischen Ausbrüchen nicht genug erzählen. — Die Proben dauerten oft 6—8 Stunden; 20—30 Mal liess er ein und dieselbe Stelle wiederholen, weshalb sich die Hofmusikanten mehrmals beim Kaiser beklagten.

Eines Tages (so erzählt ein Augenzeuge) wollte die Probe wieder nicht enden, und bereits war der Abend hereingebrochen, ohne dass die Hofmusiker zu Mittag gespeist hätten. Sie beschwerten sich deshalb Tags darauf beim Kaiser Josef II. Der unvergessliche Monarch liess sie eintreten, hörte ihre Klagen geduldig an und tröstete sie mit den Worten: „Ich weiß es ja, meine lieben Kinder! er ist nun einmal so, er meint es aber nicht so arg,“ dann setzte er lächelnd hinzu: „Nicht wahr? Ihr werdet wohl nichts dagegen haben, wenn ich an die Hofcassa den Befehl erlasse, daß jedem von Euch, so oft Gluck bei den Hofconcerten dirigirt, zwei Ducaten statt einem auf die Hand gezahlt werden?“ Freudestrahlend verliessen die Musiker den Saal und der Kaiser hörte nie mehr eine ähnliche Klage.

Derlei Zwischenfälle waren nicht selten belustigend, und mitunter hoch komisch.

Reichard in seinen „Denkwürdigkeiten“ gibt uns einige derselben zum besten.²⁾

¹⁾ Das Bild wurde von Gluck's Witwe der Belvedere-Galerie testamentarisch vermacht, und nach ihrem Tode (12. März 1800) dieser Anstalt übergeben.

Der talentvolle Bildhauer Jacob Groch (Schüler des Professor Unger) radirte vor Kurzem mit kaiserlicher Unterstützung dieses Porträt in entsprechend grossem Format; auch findet sich im hiesigen Museum für Kunst und Gewerbe die anerkannt beste Büste Gluck's vor, welche aber nur ein Gypsabguss jener kostbaren Colossalbüste ist, die Ludwig XVI. ein Jahr nach dem Tode Gluck's (1788) für das Foyer der Grossen Oper zu Paris von »Hudon« in Marmor verfertigen liess, und noch heute den Opersaal ziert.

²⁾ Bei einer Opernprobe griff ein Contrabassist mehrmals falsch, und achtete auf den wiederholt ausgesprochenen Tadel Gluck's nicht weiter. Plötzlich kriecht Gluck unter den Pulten zu dem besagten Contrabassisten und kneift ihn so derb in die Waden, dass dieser hoch aufschreit und die »Riesengeige« weit von sich wirft, zum nicht geringen Gelächter der Anwesenden. — Auch mit den Sängern und Sängerinnen hatte Gluck harte Kämpfe auszufechten, namentlich als er in Paris seine Iphigenie in Aulis in Scene setzte. Die erste Darstellerin Sophie Arnould, eine ebenso geniale Sängerin als bezaubernd anmuthige und geistreiche, gefeierte Frau war gewöhnt, sobald sie zu singen begann, bewundert zu werden. Gluck tadelte diese Eitelkeit und namentlich ihren mit Trillern und Rouladen eigenmächtig verzierten Gesang und liess sie mehrere Arien wiederholen. Erzürnt erklärte die verwöhnte »Divas« nicht weiter singen zu wollen. Gluck stellte sich ihr in den Weg und erwiderte kurzweg: „Man hat mich kommen lassen, um die Iphigenie aufzuführen. Wollen Sie singen, so ist's gut, wollen Sie nicht, so steht das bei Ihnen; nur gehe ich dann zur Königin und sage: „Ich kann die Oper nicht auführen“, setze mich in meinen Wagen und reise Morgen wieder nach Wien zurück.“ Dies wirkte vollständig; die Sängerin lernte von nun an, correct singen, und (was ihr am schwersten fiel) strenge Tacthalten!

Noch komischer war der Vorfall mit dem berühmten Pariser Tänzer Vestris, welcher verlangte, dass die Oper »Iphigenie« mit einem „Chaconne“ (einem damals sehr beliebten und berühmten Tanze) ende. Gluck entgegnete, bei einer so ernsten Oper, wie bei der seinigen, sei ein Tanz wohl am unrechten Platze. Da Vestris aber noch immer von seinem dringenden Begehren nicht abliess, rief Gluck zornglühend: „Herr! wo denken Sie hin? Eine Chaconne! sind es denn nicht Griechen, deren Sitten wir hier zeichnen? Hatten diese jemals Chaconnes?“ „Ja, es ist wahr — (erwiderte Vestris kleinlaut): sie hatten keine, aber, meiner Treu, desto schlimmer für sie!!!“ Die Chaconne unterblieb und die Inscenesezung konnte ihren ungehinderten Fortgang nehmen.

Neben seinen trefflichen Eigenschaften hinkte wohl auch so manche kleinliche Schwäche ihm nach, so z. B. seine übermässige „Eitelkeit“, sein unbeugsamer „Stolz“, zwei Eigenschaften, die sonst einem grossen Geiste nicht eigen zu sein pflegen. Niemand hielt grössere Stücke auf stattliche Repräsentation als er. Er ging stets nach der letzten Mode gekleidet, aufs sorgfältigste herausgeputzt und gepudert, im gestickten Staatskleide mit dem Degen an der Seite, seine „Chemisetten“ und Manchetten glänzten von blendendster Weisse, auch fehlten ihm niemals die Attribute des Stutzers und Hofherrn, ein bänderreicher Chapeau, in der Hand ein schönes „Zimmetrohr“ mit grossem Goldknopf und langen golddurchwirkten Seidenquasten. „Halte Dich an die Vornehmen und man wird Dich auch für Vornehm halten“, so lautete seine Devise. Mit diesen Grundsätzen musste er in der Welt durchdringen, denn „Jeder gilt in der Welt, so viel, als er sich selbst geltend macht“; bald brach er sich in den Adelskreisen Bahn und sein anstelliges, stattliches Wesen verschaffte ihm rasch auch den Zutritt zu Hofe, der damals sehr musikalisch und musikliebend war. Er componirte für die kaiserliche Familie öfters kleine Gelegenheitsstücke, Hoffestspiele, unterrichtete die Erzherzogin Maria Antoinette im Gesang und Clavierspiel und wurde zuletzt so unentbehrlich, dass Maria Theresia ihn den „Musikalischen Hausfreund“ scherzweise zu nennen pflegte. Zum Zeichen besonderen Wohlwollens ernannte sie ihn im Jahre 1774 zum „Hofcomponisten“ mit einem fixen Jahresgehalt von 2000 Gulden. Das Anstellungs-Decret vom 18. October 1774 möge, ob seiner merkwürdigen Abfassung, wortgetreu hier eine Stelle finden.¹⁾

Es gab kein Hoffest, dem Gluck nicht durch seine Musik den höheren künstlerischen Glanz verlieh. So z. B. componirte er auf Befehl Maria Theresia's zur zweiten Vermählung ihres geliebten Sohnes Josef eine komische Cantate: „Il Parnaso Confuso“, welche am 24. Jänner 1765 im Schönbrunner Schloss-Theater von den Erzherzoginnen Elisabeth, Amalia, Josepha und Carolina vor einem Parquett von Königen aufgeführt wurde.²⁾

Auch zu Anfang October 1775 wurde in Schönbrunn Gluck's komische Oper: „La Cythère assiégée“ aufgeführt und es musste Gluck deshalb eigens von Paris hierher befohlen werden, auch scheint diese Oper der Kaiserin zum „sonderbaren Vergnügen gereicht zu haben“, wie es damals im Diarium hiess und wie dies aus einem eigenhändigen Briefe der Königin von Frankreich an ihre Mutter hervorgeht.³⁾

Bei einer so glänzenden und einflussreichen Lebensstellung und da seine eigenen Werke so ganz seine Seele erfüllten: war es wohl begreiflich, dass Gluck für die Tonwerke Anderer gar kein Interesse hatte, und auch den Tonmeistern seiner Zeit gar keine Aufmerksamkeit schenkte.

¹⁾ Das Gluck'sche Anstellungs-Decret lautet wie folgt: „Von Ihrer Majestät der Kaiserin, Königin Maria Theresia u. Unserer allergnädigsten Frau wegen, dem Chevalier Gluck in Gnaden anzufügen:

Allerhöchstgedacht Ihre k. k. Apost. Majestät hätten demselben in Ansehung seiner in der Musik besitzende gründliche Kenntnisse und dargethanen besonderen Geschicklichkeit, wie auch in verschiedenen Compositionen erprobten Fähigkeit, die Stelle eines k. k. Compositeurs mit einem aus dem k. k. Univ. Kameralzahlamt zu beziehen habenden Gehalte von zweitausend Gulden dergestalt allerhuldreichst zu verleihen geruht, daß er seine sich eigen gemachte ausnehmende Kunsterrfahrenheit mit allmöglicher Besonnenheit erweitern und sich somit als wirklicher k. k. Hofcompositeur selbst tituliren und schreiben, wie auch von Jedermann dafür angesehen, geachtet und benamset werden möge und wolle.

Weshalb nach ihm, Chevalier Gluck, diese allerhöchst gefällig geschöpste Entschliessung zur gehorsamsten Nachricht und Berechtigung auf allerhöchsten Befehl hiermit in Gnaden bedeutet wird.“

²⁾ Das Wienerische Diarium vom 26. Jänner 1765 macht von dieser äusserst glanzvollen Vorstellung Erwähnung und hebt die Verdienste Gluck's, gleichwie die Geschicklichkeit der Erzherzoginnen lobend hervor.

³⁾ Vide Maria Antoinette's Briefwechsel mit Maria Theresia in Arnet's Werke: „Maria Theresia's letzte Regierungsjahre“, II. Band, Seite 159 bis 162.

Daher erklärt sich auch die befremdende Thatsache, dass unsere Musikgeschichte auch nicht einen einzigen Ausspruch Gluck's über andere Meister aufzuweisen vermag.

Ein einziger Fall macht eine Ausnahme, eine Aeusserung Gluck's über Mozart, die wir aber auch nur einem Briefe Mozart's selbst an seinen Vater verdanken.¹⁾

Allerdings war Gluck damals schon 67 Jahre, während Mozart erst 27 zählte, aber die Ruhmeslorbeeren sassen dem berühmten Altmeister so fest am Haupte, dass er keine Rivalität von einem Aufstrebenden zu befürchten hatte.

Wie kühl und schroff Gluck oft gegen fremde Musiker sein konnte, zumal wenn sie ihn selbst zum Urtheil über ihre Werke herausforderten, beweisen besonders zwei urkundlich beglaubigte Fälle:²⁾

Wenn sich Gluck auch anfänglich der italienischen „Modeoper“ zuwendete, sich in den süssen weichen Klängen eines Jomelli, Guglielmi, Sachini berauschte, und nun selbst solche Opern schrieb, so sollte dies nicht immer so bleiben. — Ein glückliches Ungefahr führte ihn im Jahre 1745 — einer Einladung zufolge — über Paris nach London.

Wurde er schon in Paris in den Opern *Rameaus* durch die Wirkung einer ausdrucksvollen Declamation ergriffen, so erschütterte ihn vollends in London die Macht der *Händl'schen* Oratorien-Chöre, die er dort in den Concertsälen zum ersten Mal zu hören Gelegenheit hatte. Es wurde in ihm der Gedanke rege, diese gewaltigen Chormassen in seinen dramatischen Tongemälden zu verwerthen. Auch der dortige Umgang mit Gebildeten, namentlich mit Doctor Arne und dessen Frau, einer trefflichen Sängerin, lässt ihn jetzt die Nichtigkeit und Gehaltlosigkeit der italienischen „Modeoper“ erkennen. Er gesteht sich nun selbst, dass sie ohne logische Consequenz, ohne dramatische Wahrheit eigentlich nur dazu gut sei, um der „Eitelkeit“ der Sänger zu schmeicheln, die eigentlich nur sich und nicht der Sache dienen wollen, die oft selbst die unkünstlerischsten geschmacklosesten Mittel nicht verschmähen, um der gaffenden Menge zu gefallen, und dabei ihren Säckel zu füllen, die nur durch Virtuosität und Bravouren in „Trillern“, „Cadenzen“, „Rouladen“, „Ritornellen“ glänzen wollen, wobei aber der Gang der Handlung, das eigentliche dramatische Element geschädigt wird. So könne und dürfe es nicht weiter gehen!

Gluck steht jetzt vor einem Wendepunkt, eine neue Idee hat ihn ergriffen, ein neues Kunstideal steht gepanzert und gewappnet vor seiner Seele. Der Gedanke lässt ihn nicht mehr

¹⁾ Die Stelle des Mozart'schen Briefes vom 12. März 1783 bezieht sich auf ein Concert, das im Hof-Theater aufgeführt wurde, worin Mozart's Schwägerin Aloysia Lange eine Mozart'sche Arie sang, sie lautete wie folgt: „Gluck hatte die Loge neben der Lang'schen, worin auch meine Frau war, er konnte die Symphonie und die Arie nicht genug loben und lud uns auf künftigen Sonntag Alle zum Speisen ein,“ und eine andere Stelle die sich auf den guten Erfolg der Mozart'schen Oper: »Entführung aus dem Serail« bezieht, lautete: „Der glänzende Erfolg der „Entführung aus dem Serail“ hatte den alten Herrn neugierig gemacht; auf seinen Wunsch wurde die Oper aufgeführt, obgleich sie wenige Tage vorher gegeben war. Gluck machte mir viele Complimente darüber und lud mich zu Tische ein.“

²⁾ Ein junger Sänger, der in Paris in einer Gluck'schen Oper debutirte und von seinen Freunden auf das stürmischste applaudirt wurde, traf Tags darauf mit Gluck auf der Strasse zusammen, und begann in seiner Eitelkeit mit einer gewissen affectirten selbstgefälligen Bescheidenheit, von seinen gestrigen Erfolgen zu sprechen. „Ich begreife nicht,“ — sagte er — „das hiesige Publicum scheint an meinem geringen Talente Geschmack zu finden.“ „Ja mein Herr, das begreife ich auch nicht,“ erwiderte der Meister trocken und kehrte dem Sprecher gleichgiltig den Rücken.

Einen noch drastischeren Fall erzählt uns Reichard von einem jungen Componisten, der seine Erstlingsoper dem Altmeister in Paris überreichte, und ihn um sein Urtheil anging. Gluck blätterte einige Zeit in den Noten, dann sprang er zornig auf und schrie: „Zum Teufel, das ist ja nichts, wenn der Maler fürs Theater arbeitet, malt er nicht en miniature, ebenso muß der Musiker mit grossen Noten schreiben: so, so;“ hier schloss er beide Fäuste zu einem Ballen zusammen, und schlug auf den Rücken des Bittstellers so unbarmherzig los, dass dieser vor Schreck am ganzen Leibe zitterte. Gluck hatte wahrscheinlich seinen »Furienchor« aus »Orpheus« im Sinne, der auch mit grossen Noten geschrieben war.

los, dass aller Werth und alle Bedeutung einer Oper einzig und allein nur in der dramatischen Wahrheit und Einfachheit liege, und dass hierzu die innige Verschmelzung der Musik mit der Handlung nothwendig sei!

Er fasst den Entschluss, diese Principien unbeirrt und festen Sinnes mit aller Energie zu verwirklichen. So verlässt er London, geistig ein Anderer, als er gekommen war. Er kehrt nach Wien zurück, nur fehlt ihm zur reformatorischen Arbeit der nöthige Text. Eine freundliche Stunde führt ihn endlich im Jahre 1762 mit dem hier lebenden Italiener Calzabigi zusammen. Dieser ist bereit, ihn in seinem Unternehmen zu unterstützen, auch er fühlt die Nothwendigkeit, die bisherige Heerstrasse der Geschmacklosigkeit und Seichtigkeit zu verlassen, und liefert ihm einen entsprechenden Text. Es war der „Orpheus“. Der Stoff begeistert Gluck und er geht jetzt allen Eifers ans Werk.

Schon am 5. October 1762 wurde die Oper im Hofburg-Theater unter dem Titel: „Orpheo ed Euridice“ in italienischer Sprache gegeben. Es war ein gewaltiges Ereigniss, eine den Rahmen sprengende That! Denn mit ihr begann die „Reformation der Oper“. Der ganze Hof, die Elite der Aristokratie war hier versammelt! Gluck dirigitte das Orchester persönlich, der berühmte Tänzer Angiolini leitete das Ballet, und der Maschinist Onaglio die Decorationen und Verwandlungen. Augenzeugen erzählen von dem überwältigenden Glanze der Vorstellung, sowie von der Vortrefflichkeit der Sänger. Der Castrate Guadagni sang den Orpheus, er war ein Sänger von ungewöhnlicher Kraftfülle und doch von unendlicher Weichheit der Stimme, ein Virtuose ersten Ranges, der trotz seiner Bravour alle Vorschriften Gluck's aufs Pünktlichste befolgte. Fräulein Bianchi, auch eine berühmte Sängerin, gab die Euridice, und Glebe-Clavaran sang den Amor.

Das Haus war zum Erdrücken voll. Der Ernst der einfachen Handlung, die ungewohnten Töne befremdeten anfangs die Hörer. Sie unterlagen mehr der Wucht des Ereignisses, als dem Eindrucke des Genusses! Zum ersten Male griff hier der Chor in die Handlung energisch ein, auch das Orchester erlangte hier zum ersten Male eine vorher nie geahnte Machtfülle. Aber schon mit der nächsten Vorstellung wich die Ueberraschung dem Entzücken; die Oper wurde 28 Male nach einander gegeben. Fünf Jahre später trat Gluck mit einer zweiten hervor, in welcher er die neuen Principien mit noch consequenterer Strenge als im Orpheus — der eigentlich zum Theil noch auf italienischem Boden fusste — zu verwirklichen suchte.

„Alceste“ hiess die neue Schöpfung, die (1767) im Burgtheater aufgeführt wurde. Hier zum ersten Male wurde das schon von Scarlatti (1649) erfundene „Recitativ“ zur höchsten musikalischen Wirkung gesteigert, indem das Orchester bei den grossen hochdramatischen Monologen jede leidenschaftliche Wendung der Rede, jedes kräftiger gesprochene Wort mit den entsprechend kräftigen Tonfiguren begleitete und die Musik so mit der Handlung auf das Innigste verschmolz.

Die Hoheit des Styls, der grössere Reichthum der Musik, vor Allem das Neue und Ungewohnte rief jetzt Parteikämpfe für und wider Gluck hervor, wie sie sich 10 Jahre später in noch grösseren Dimensionen zwischen den „Gluckisten“ und „Piccinisten“ in Paris wiederholten. Jedenfalls bildete „Alceste“ einen „Markstein“ in der Musikgeschichte, und begründete den Ruf Gluck's als „Reformator der Oper“ auch im Auslande, in Frankreich und Italien!

Bald tritt Gluck (1773) mit einer dritten Oper „Paris und Helena“ hervor, die sich den beiden andern — (wie wohl mehr lyrischer Natur) — würdig anschliesst.

Das Jahr 1774 bildet abermals einen Abschnitt im Künstlerleben des Tonmeisters. Sein Ehrgeiz treibt ihn jetzt nach Paris, er sehnt sich nach grösseren Arbeiten, nach bedeutenderen Erfolgen.

Durch die Protection der Dauphine Maria Antoinette gelingt es ihm auch für Paris eine Einladung zu bekommen, die er so sehnlichst herbeiwünscht. Maria Theresia gibt ihm selbst (was sonst nicht ihre Gewohnheit ist) Empfehlungsbriefe an Grafen Mercy, den österreichischen Botschafter mit.

In Paris sehen wir Gluck durch volle sechs Jahre (1774 bis 1779) rastlos wirken. Nationaleitelkeit und eingewurzelte Vorurtheile von Seite der zünftigen Musiker scheinen zwar Anfangs unübersteigliche Hindernisse ihm entgegen zu schleudern, doch er bekämpft sie Alle. Er componirte mit rastlosem Eifer eine neue Oper: „Iphigenie in Aulis“ zu der ihm Bailli von Rollet den Text liefert. Die Aufführung findet am 19. April 1774 auf ausdrücklichen Befehl der Königin statt und wird mit enthusiastischem Beifall aufgenommen, er steht jetzt am Höhepunkt seines Glückes und seines Ruhmes. Die Königin gewährt ihm eine jährliche Pension von 6000 Francs. Nun werden auch Orpheus und Alceste in's Französische übersetzt, und im selben Jahre schnell noch zwei neue Opern componirt: „L'arbre enchante“ und „La Cythère assiégée“, welche aber, so wie die im Jahre 1779 erschienene: „Echo und Narciss“, nicht besonders gefallen und wieder vom Repertoire verschwinden.

Weit grössern Erfolg erringt Gluck im Jahre 1777 mit seiner „Armida“. Dreissig Mal nacheinander wird sie zu Paris gegeben. Nachdem er im Jahre 1779 mit seiner neuesten Oper „Iphigenie auf Tauris“ einen womöglich noch glänzenderen Erfolg feiert, kehrt er ermüdet und ruhmgesättigt nach Wien zurück, um in stiller Häuslichkeit auf den Lorbeern seines Ruhmes auszu-ruhen und von den Früchten seiner Reichthümer zu zehren. Zum dritten und letzten Male vollzieht sich in seinem Wesen eine Wandlung, er kehrt jetzt den Geschäfts- und Geldmann hervor, lässt sich in Speculationen ein, spielt in Actien, nimmt einen Haus-Abbé zu sich, der ihm seine Geldgeschäfte besorgt und sein Vermögen verwaltet. Er kauft das obige Haus Nr. 32 auf der Wiedener Hauptstrasse mit einem schönen Garten, nachdem er schon vorher eines am Rennweg Nr. 22 besessen.¹⁾

Auch seine Gattin, eine Tochter aus dem reichen Geschlecht der Perger, mit der er sich schon im Jahre 1750 vermälte, kauft für ihn einen freundlichen Landsitz zu Perchtoldsdorf bei Wien.

Es ist nicht zu leugnen, Gluck war für jene Zeit ein reicher, sehr reicher Mann; hatte er doch jährlich grosse Bezüge, so z. B. von unserem Hofe 2000 Gulden, vom französischen 6000 Francs die Iphigenie auf Tauris allein trug ihm 12.000 Francs und 4000 Francs Extrazulage ein und die Oper Echo und Narciss 20.000 Francs. Dennoch wissen seine Biographen von einer übertriebenen Sparsamkeit zu erzählen, die häufig ans Lächerliche streifte.²⁾

¹⁾ Das Haus auf der Landstrasse, am Rennweg führte früher die Nr. 22, wurde aber später in das Palais des Prinzen v. Lothringen Nr. 568 verbaut und gehörte im Jahre 1848 dem Wiener Bürgermeister Czapka.

Gluck wohnte nur kurze Zeit in demselben. Ehe er dieses Haus kaufte, wohnte er am Neustift, im sogenannten Lamanischen Hause, dann in dem heute umgebauten Eckhaus von der Kärthnerstrasse und Wallfischgasse und zuletzt am Michaelerplatz nächst der Burg.

²⁾ Reichard erzählt: Als Gluck eine Reise nach Italien antrat, animirte er den jungen Dittersdorf, den er wie einen Sohn liebte, mit ihm zu reisen. Der junge Mensch gerieth vor Freude fast ausser sich, aber er sollte gar bald enttäuscht werden. „Natürlich zahlen Sie die Hälfte der Preise der täglichen Ausgaben“, bemerkte Gluck. „Ja“, erwiderte Dittersdorf traurig, „dazu fehlt mir ja das Geld“. „Nun dann ist's nichts mit der Reise“, antwortete Gluck gleichgiltig. Auch das Testament Gluck's, welches in Frankl's „Sonntagsblätter“ vor längerer Zeit veröffentlicht wurde, wirft einen gar seltsamen Schatten auf Gluck's Generosität. Er übte in seinem letzten Willen zwar vier Wohlthätigkeits-Acte, an vier verschiedene Institute u. zw. für den Normalschulfond, für das Bürgerspital, für das Armeninstitut und für das Allgemeine Krankenhaus, gab aber jedem nur je einen Gulden, also zusammen vier Gulden. Ebenso stiftete er für sein Seelenheil, für das er besonders bedacht war, fünfzig Messen, aber jede Messe nur mit fünfzig Kreuzer.

Im Kreise seiner Familie und mit Gästen im Hause war er liebenswürdig und heiter, überhaupt bis in die letzte Zeit, trotz mancher schroffen Aussenseite, ein Mensch von bester Gemüthsart und für alles Gute und Schöne empfänglich. Er fühlte das Bedürfniss des Umgangs mit Gebildeten, sein Haus stand allen Gebildeten offen und er sah auch täglich mehrere Gäste bei Tische, wo er den angenehmen Wirth zu machen verstand.

Am 11. November 1787 besuchte ihn Salieri, um sich mit ihm wegen der Composition eines Chores: „Das letzte Gericht“ zu besprechen. Der „Heiland“ sollte hier redend eingeführt werden; weder Salieri noch Gluck waren sich klar, in welcher Weise dies geschehen, oder wie der Heiland eigentlich singen sollte. „Gut“ — sagte Gluck — „da wir den Ton für den Heiland nicht kennen, so will ich ihn selbst auffuchen“. Diese bedeutsamen zweifelhaften Worte machten einen tief erschütternden Eindruck auf Salieri; wie von einer bösen Ahnung getroffen, nahm er von seinem Freunde Abschied, es war wirklich der letzte Händedruck!!! — —

Noch am 15. November speisten zwei aus Paris angekommene Freunde bei Gluck. Nach reichlichem Mahle fuhr er, von seinen Gästen sich verabschiedend, mit seiner Gattin in den Prater — wie er dies öfter auf ärztlichen Rath zu thun pflegte — und freute sich noch für Abends aufs Hoftheater, es war Mozart's „Donjuan“ als „erste Aufführung“ angekündigt. Schon nach kurzer Spazierfahrt traf ihn im Wagen der Schlag, er musste nach Hause gebracht werden, aber schon nach wenigen Stunden erlag er einem zweiten Anfall, der seinem thatenreichen Leben jetzt ein plötzliches unerwartetes Ziel setzte. Keine Disharmonien störten mehr seine Seele, er war todt, sein Stern sank am selben Abend unter, als der neue Stern Mozart's emporstieg, als ob der Thron im Reiche der Musik nicht eine Stunde unbesetzt bleiben sollte!!!

Schliesslich lege ich noch meinen Lesern hier *sub Figur 19* ein hochinteressantes Bild vor Augen.¹⁾

Es ist dies Gluck's „Garten“; dasselbe idyllische Plätzchen, das damals schon zum Hause gehörte, als er dessen Eigenthümer wurde, und sich aus Paris nach Wien (1779) zurückzog, um dem Gewirre der Menschen zu entgehen, und von den aufreibenden Kämpfen des Lebens auszuruhen!

Hier also, unter dem Blättergrün der Bäume mochte er der gefeierte Tonmeister gewilt, noch einmal sich seines Lebens gefreut, noch einmal in stiller Betrachtung seine lange Lebensbahn überblickt, in diesem weltvergessenen Winkel seine späteren Chöre, Psalmen und geistlichen Lieder entworfen, überhaupt so Manches noch geschaffen haben, was seinen letzten Werken, aus der Zeit von 1779 bis 1787 angehörte.

Auch der „Pavillon“ mit seiner alterthümlichen steinernen Rückwand ist noch derselbe geblieben und verräth die unleugbaren Spuren der Zeit und den Geschmack des vorigen Jahrhunderts. An seinem hohen Gesimsvorsprung und an den beiden Schneckenzierungen erkennen wir sein hohes Alter.

Dass Gluck's Biographen dieses „Gartens“ auch nicht mit einer Silbe erwähnten, dass auch die Wiener den „Pavillon“ nie beachteten, während sie doch dem benachbarten „Mozarthäuschen“ im Freihause bis in die jüngste Zeit die wärmste Verehrung zollten, ist wohl ein Zeichen der Zeit und leicht erklärlich; brachte es doch Gluck selbst nie zu einer solchen Popularität wie Mozart und vollends nicht bei den Wienern, die ihn eigentlich weniger kannten, als das eifersüchtige Ausland. Ja gerade die musikalischen Wiener, die sich so sehr ihres

¹⁾ Das Bild nach der Natur gezeichnet, zeigt uns das Ruheplätzchen im Gluck'schen Garten mit der rückwärtigen Gartenmauer, wie es in fast unverändertem Stande noch heute besteht; nur jene zwei hohen Bäumchen am Pavillon zu beiden Seiten des Einganges, welche wir am Bilde bemerken, waren damals junge „Lorbeerbäume“, die aber später durch „Akazien“ ersetzt wurden.

hohen Kunstsinnes, ihres grossen Musikverständnisses rühmen, haben merkwürdiger Weise für Gluck nur eine kurze Erinnerung bewahrt. Bald nach seinem Tode wurde er gerade in Wien, wo er am längsten gelebt und geschaffen, am schnellsten wieder vergessen!!

Freilich bot sich den Wienern nach Gluck's Tode nie mehr Gelegenheit, irgend ein Werk desselben öffentlich zu hören, während in Paris, Berlin, München und anderen Städten Deutschlands, dessen Opern nie ganz vom Repertoire verschwanden. „Orpheus“ z. B. blieb vom Jahre 1782 bis 1870 (also durch volle 88 Jahre) so gut wie verschollen. Erst im letztgenannten Jahre machte der

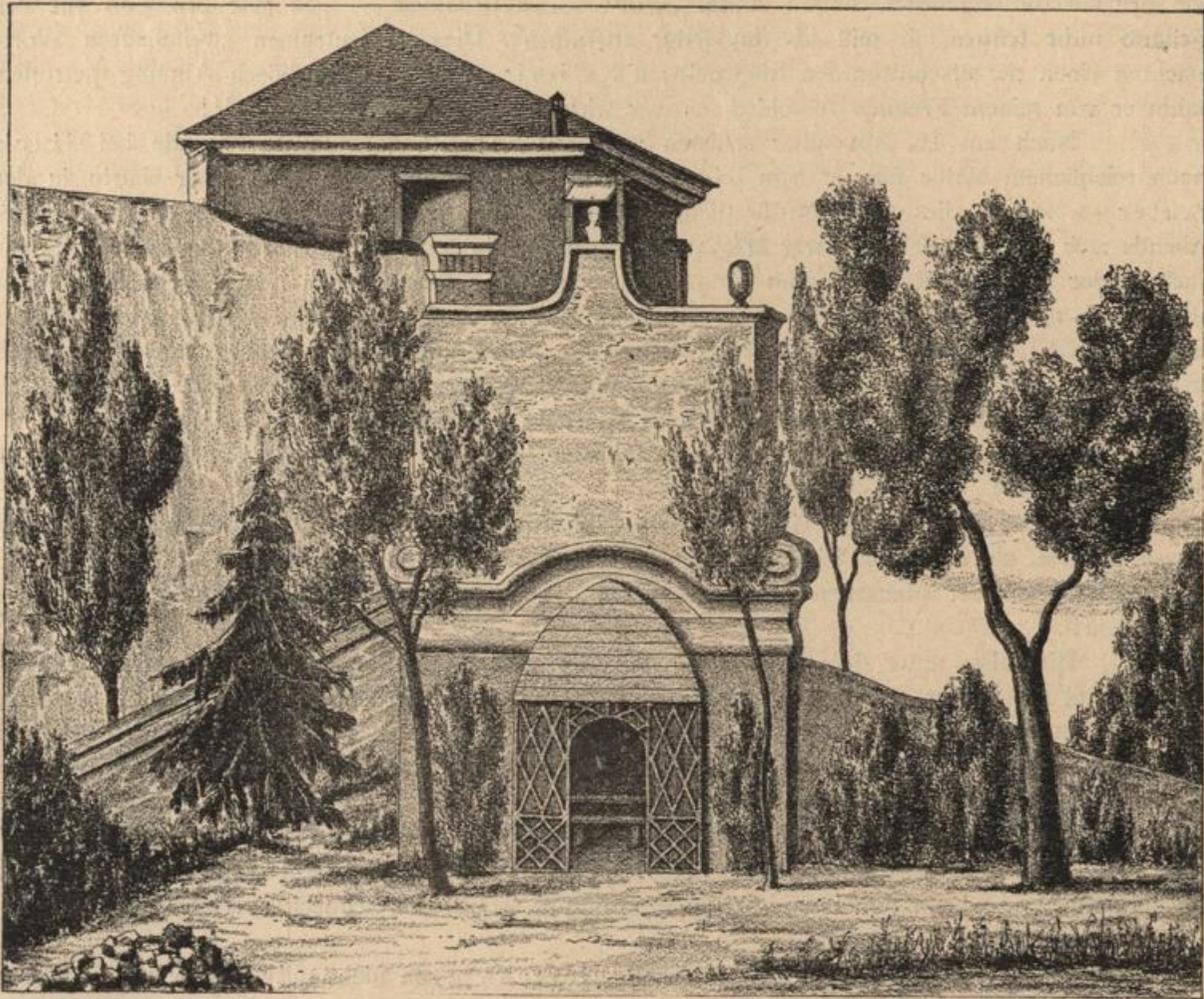


Fig. 19.

Das Gartenhäuschen im Gluck'schen Garten (Wiedener Hauptstrasse 32).

Wiener Sing-Verein mit dieser Oper einen Belebnungsversuch, aber nur im Concert-Saale, also mit halber Wirkung, denn die antiken Gestalten, die jetzt im schwarzen Frack und weisser Cravatte so steif und vornehm vor uns standen, konnten uns nicht erwärmen, uns die scenischen Effecte nicht ersetzen; das Ganze blieb daher lahm gelegt. Auch Alceste lag nahezu 100 Jahre brach; Armida und die beiden Iphigenien theilten das gleiche Los der Vergessenheit. Erst in jüngster Zeit tilgte die Wiener Hofoper die Schuld unserer Väter, indem sie Gluck aus

dem Staube der Archive zu neuem Leben erweckte. Doch, wollten wir heute von all' den 53 Opern, die Gluck geschrieben, nur die lebensfähigen an den Fingern herzählen, wahrlich, wir bedürften nicht der andern Hand. Und selbst diesen Wenigen bringen wir heute nicht mehr jene volle ungetrübte Begeisterung entgegen, wie wir sie den Schöpfungen Mozart's entgegen zu bringen gewöhnt sind, dessen dramatische Werke noch heute in unverwelklichem Jugendzauber prangen und so frisch und neu klingen, als ob sie erst Gestern geschrieben wären. Und doch liegt zwischen den Höhepunkten der Thätigkeit Gluck's und Mozart's kaum ein Zeitraum von zwei Decennien.

Sollte sich der Kunstgeschmack bei uns wirklich so rasch geändert haben? Ich glaube der Grund liegt in den Zeitverhältnissen selbst, in dem drängenden Bedürfniss nach Neuerung, nach Neugestaltung. Gluck, in seiner edlen Einfachheit, in seiner antiken Grösse, ist noch heute von Niemandem erreicht, von Niemandem übertroffen und verdient auch heute noch unsere volle Bewunderung. Aber in einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo die dramatische Kunst über so gewaltige Mittel gebietet, wo unsere verwöhnten Nerven täglich, ja stündlich von neuen ungeahnten, von den raffinirtesten Instrumentaleffecten so gewaltsam aufgestachelt werden, erscheinen uns die Handlung, die Instrumentirung und die musikalischen Combinationen Gluck's, besonders dort, wo sie als Kind der Mode, dem Zeitgeschmack huldigen, trotz aller dramatischen Wahrheit und Hoheit des Styles, denn doch schon zu dürftig, zu einfach, zu veraltet. Wir Spätergeborenen verehren Gluck noch immer als bahnbrechenden Genius, der die dramatische Musik aus den Banden des Formalismus erlöste, aber wir lieben Mozart, Beethoven, Weber und Wagner. Unser Sinn für die Antike ist allmählig erkaltet, denn auch im Kunstleben, wie im bürgerlichen, gibt es einen steten Kampf ums Dasein, einen unerbittlichen unvermeidlichen Kampf, indem die einfachen, dürftigen Formen immer wieder aufs neue von reicheren und complicirteren Gestalten verdrängt werden. Was wird wohl nachher kommen? Nach Mozart, Beethoven und Weber? Was nach Wagner?¹)

¹) Christoph Willibald Gluck war am 2. Juli 1714 in Weidenwang, einem kleinen Orte in der bairischen Kurfürstlichen Pfalz geboren, aber schon als 3jähriges Kind übersiedelte unser Christoph mit seinem Vater, der Forstmeister des Grafen Kaunitz und später des Fürsten Lobkowitz war, und mit seinen zahlreichen Geschwistern nach Böhmen; studirte später in Komotau am Jesuiten-Gymnasium und dann in Prag, wo er seine musikalische Ausbildung erhielt. Da aber die Mittel zum Weiterstudium fehlten, musste er sich als Kirchensänger am Chor und durch Privatunterricht als trefflicher Geiger und Violoncellspieler sein karges Brod sauer verdienen unter Entbehrungen und harter Arbeit. Ein rastloser Musikantentrieb führte den kaum 22jährigen jungen Menschen im Jahre 1736 nach Wien, wo die fürstlich Lobkowitz'sche Familie auf den talentvollen Musiker zuerst aufmerksam wurde und ihn in Schutz nahm, indem sie ihn dem lombardischen Fürsten Melzi empfahl, der ihn als Kammermusiker mit nach Italien nahm. Hier wurde er Schüler des Sammartini, bald (1741) begründete er, 27 Jahre alt, seinen Ruf in Mailand und Venedig durch eine Oper Artaxerxes und eine Reihe von Opern, die aber alle im damaligen süsslichen nichtssagenden Modestyl geschrieben waren. Im Jahre 1745 unternimmt er eine Reise nach Paris und London, wo ihm Ramau's wirkungsvolle Oper und Händel's Oratorien für eine höhere Kunstrichtung begeisterten, ohne dass er jedoch derselben mangels geeigneter Textbücher nähertreten konnte. Im Jahre 1748 sehen wir den 34jährigen Gluck wieder in Wien, seinen ständigen Wohnsitz nehmen; zum Hofcapellmeister ernannt, componirte er abermals eine grosse Anzahl italienischer Modeopern, die aber, noch kaum mehr dem Namen nach bekannt, von der Zeit rasch hinweg gefegt worden sind. Mit Auszeichnungen überhäuft, wird ihm das Glück zu theil, sich im Jahre 1750 mit Marianne Pergen aus einem reichen Bürgergeschlechte zu verheiraten, wodurch er seine äussere Stellung sichert und sein häusliches Glück bleibend begründet, denn sie ist ihm eine liebende Gattin und brave Hausfrau, die ihn stets sorgend umgibt. Vier Jahre später (1754) reiste er nach Italien, wo ihn zu Rom der Papst mit dem »Orden vom goldenen Sporn« auszeichnet. Gluck nannte und unterschrieb sich seitdem stets »Chevalier de Gluck«, woraus später, nach Wiener Sitte, ein »Ritter von Gluck« wurde, ohne dass er je dem »österreichischen Adel« angehörte, da ihm diese Auszeichnung doch nur als »Ritter« jenes Orden zukam.

Endlich im Jahre 1762 lernte er hier den Italiener Calzabigi kennen, der ihm die Texte zu seinen späteren Opern: Orpheus und Alceste für Wien und Iphigenie auf Tauris für Paris lieferte, worauf in letzterer Stadt nebst den obigen auch die Opern Armida und Iphigenie in Aulis zur Aufführung gelangten und nicht blos einen dauernden Erfolg erzielten, sondern auch seinen Weltruf als Reformator der dramatischen Musik begründeten. Gluck's Thätigkeit in Paris

Der Gasthof zur grünen Weintraube Nr. 450 (neu 52).

Hat seinen alten Namen von den herrlichen „Weinrieden“ die sich noch vor 200 Jahren um dieses Haus ausbreiteten und so umfangreich waren, dass sie einen Theil der Hechtengasse und Grossen Neugasse einnahmen und auch bis an jene Stelle der Wiedener Hauptstrasse vortraten, wo heute die Häuser Nr. 54, 56 und 58 sich erheben.¹⁾

Diese „Weingärten“ gehörten weit und breit zu den trefflichsten der Wiedener Vorstadt und gaben daher zur bleibenden Erinnerung dem obigen Gasthausschilde den Namen: „**Zur grünen Weintraube**“. Aber noch eine andere Erinnerung an diese herrliche Bodencultur ist hier zu verzeichnen, nämlich eine riesige mehrhundertjährige „Linde“, welche noch in jüngster Zeit im Gasthausgarten stand und als das schönste „Wahrzeichen“ dieser Vorstadt galt. Sie breitete ihre mächtigen Aeste (wie sich ältere Wiener noch erinnern dürften) über mehr als 20 Tische aus und ihre üppige Blätterkrone bot selbst bei heftigstem Regen, den sichersten Schutz. Sie schien Jahrhunderte lange dem Alter zu trotzen. Aber der Alles verwitternde, Alles zerbröckelnde Einfluss der Zeit hatte endlich auch sie ergriffen und ihre Kraft gebrochen. Ihr knorriger Stamm vermorschte und die Zweige begannen allmählig zu welken, ein Ast um den anderen dorrt ab, bis zuletzt im März des Jahres 1861 die trauliche Linde den vernichtenden Streichen der Holzaxt erbarmungslos und für immer erlag. Nichts blieb mehr von diesem „Wunderriesen“ übrig, als ein kleines bescheidenes Bildchen, welches ich hier nebenstehend **sub Figur 20** beischliesse.²⁾

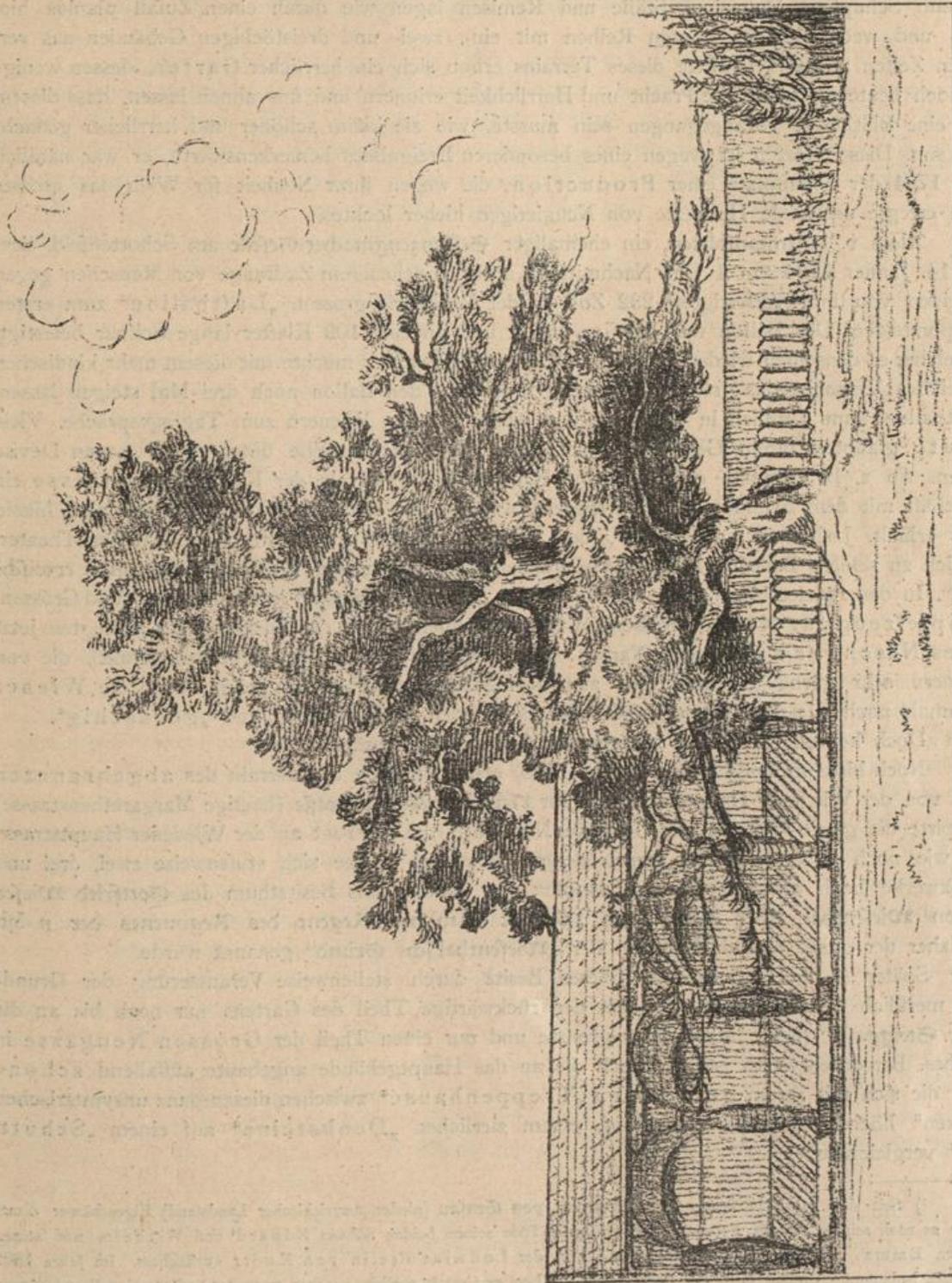
Das abgebrannte Haus Nr. 447 (neu 60).

Das noch heute sogenannte „**abgebrannte Haus**“ wurde bereits von Weiskern in seiner trefflichen „Topographie“ vom Jahre 1765 mit diesem Namen bezeichnet; doch wollte es mir nicht gelingen, auch nur eine einzige Urkunde aufzufinden, welche über dieses Brandunglück und dessen Entstehung und Folgen Aufschluss gegeben hätte.

währte durch volle sechs Jahre (von 1773 bis 1779) und wurde nur durch zeitweilige Rückreisen unterbrochen. In diese Periode fällt auch die Aufführung dreier schwächerer Opern, die aber bald wieder vom Repertoire verschwanden und auch heute als nicht mehr lebensfähig ignorirt werden, als: L'arbre enchanté, La Cythère assiégée und Echo und Narcisse. Es ist nicht zu leugnen, dass Gluck in Paris anfänglich harte Kämpfe zu bestehen hatte, bis er endlich durchgriff, denn Nationaleitelkeit und eingewurzelte Vorurtheile stemmten sich ihm entgegen und hätte Maria Antoinette, seine ehemalige Schülerin, ihren Einfluss als Dauphine und nachherige Königin nicht geltend gemacht, er hätte sein Ziel wohl niemals erreicht, so aber hatte sie selbst die Aufführung der ersten Oper anbefohlen, worauf dann sein Ruhm von Jahr zu Jahr immer mehr stieg, bis er zuletzt, im Jahre 1779 mit seiner Iphigenie auf Tauris den glänzendsten Erfolg feierte und endlich noch im selben Jahr reich und geehrt nach Wien zurückkehrte, um es bis zu seinem am 15. November 1787 erfolgten Tode nicht wieder zu verlassen.

¹⁾ Nach den Grundbüchern vom Jahre 1684 bis 1732 nahmen die Weinrieden und Gärten hinter dem heutigen Gasthofgarten folgende Grundfläche ein und zwar: in der Hechtengasse jenen Flächenraum, wo heute die Häuser Nr. 9, 11 und 13 stehen, in der Grossen Neugasse jene Bodenfläche, wo sich heute die Häuser Nr. 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18 und 20 ausbreiten, endlich vorne an der Wiedener Hauptstrasse, jene Grundparcalle, wo gegenwärtig die Häuser Nr. 54, 56 und 58 sich befinden. Dieser mächtige Grundcomplex gehörte den beiden angesehensten Stadtverordneten, welche als die reichsten Weingärtenbesitzer galten, nämlich im Jahre 1684 bis 1697 dem „wohlangesehenen ehrenfesten Hans Niklas Kufepaumb, des innern Stadtraths-Verordneten“ und von 1697 bis 1732 dem „hochmögenden ehrenfesten Balthasar Paul Mayr, Gemainer Stadt Wienne Verordneten Steuer-Einnemba“. Diese umfangreichen Gründe kamen im Jahre 1732 in den Besitz des Johann Stephan Lichtmayer, Burger und Leitgeb (Gastgeber), der diese sogenannten „Mayr'schen Gründe“ noch im selben Jahre (1732) in fünfzehn Baustellen abtheilen liess, so dass bei dieser Parcellirung auf die Hechtengasse drei Häuser, auf die Grosse Neugasse neun Häuser und auf die Wiedener Hauptstrasse drei Häuser entfielen.

²⁾ Das Bild nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten wurde im Jahre 1825 angefertigt, als der Gasthausgarten regulirt und das Haus von dem damaligen Eigenthümer Georg Huber in seine heutige Gestalt umgebaut wurde.



Die grosse Linde im Gasthofgarten zur grünen Weintraube (Wiedener Hauptstrasse 32).

Fig. 20.

Was uns hier am meisten imponirt, ist die überaus grosse Bodenfläche. Mehr als ein Dutzend Schupfen, Magazine, Ställe und Remisen lagen wie durch einen Zufall planlos hingeworfen und wechselten in bunten Reihen mit ein-, zwei- und dreistöckigen Gebäuden aus verschiedenen Zeiten ab; und in Mitte dieses Terrains erhob sich ein herrlicher Garten, dessen wenige Spuren noch heute an seine alte Pracht und Herrlichkeit erinnern und uns ahnen lassen, dass diesem Verfall eine Blüthezeit vorangegangen sein musste, wie sie kaum schöner und herrlicher gedacht werden kann. Dieser Garten ist wegen eines besonderen Ereignisses bemerkenswerth, er war nämlich im Jahre 1784 der Schauplatz einer Production, die wegen ihrer Neuheit für Wien das grösste Aufsehen erregte und viele Hunderte von Neugierigen hierher lockte.

Mois v. Wittmanstätten, ein ehemaliger Seidenzeugmacher-Geselle am Schottenfeld, liess hier am 14. Jänner 1784 um 4 Uhr Nachmittags unter ungeheuerem Zudrange von Menschen gegen Entrée einen von ihm verfertigten 232 Zoll in der Peripherie grossen „Luftballon“ zum ersten Male emporsteigen. Der Ballon war mit Gas gefüllt und an eine 109 Klafter lange Schnur befestigt, mittels welcher er denselben wieder herabzog. Wittmanstätten machte mit diesem mehr kindischen als lehrreichen Versuche das grösste Aufsehen; er musste den Ballon noch drei Mal steigen lassen. Sein Luftballon kam förmlich in die Mode und wurde bei den Wienern zum Tagesgespräche. Viele Kaufleute glaubten ihrem Geschäfte aufzuhelfen, wenn sie dasselbe unter dieser neuen Devise fortführten. So z. B. eröffnete ein Kaufmann Emerich Posser in der Kärnthnerstrasse ein Modegeschäft mit dem Schilde: „Sur Luftfugel“, welches sich auch bis in die Zwanzigerjahre hinein glänzend erhielt. Johann La Roche, der berühmte „Kasperl“ vom Leopoldstädter Theater, schrieb sich zu seinem Benefice 1784 ein Gelegenheitsstück: „Der neue Luftballon oder man erwischt ihn nicht“. In den Spielerei-Gewölben verkaufte man „Kleine Luftfugeln“ in allen Farben und Grössen, die als Spielzeug für Kinder reissenden Absatz fanden. Auch die Zuckerbäcker erzeugten jetzt ein neues Naschwerk unter dem Namen: „Modefugeln“ (mit allerlei Früchten gefüllt), die von den Wienern sehr gerne gegessen und zum förmlichen Leckerbissen wurden, denn die Wiener waren damals noch kindisch und daher wie alle Kinder „neugierig“ und „genäschig“.

Doch kehren wir wieder zu unserem Gegenstande zurück.

Noch bis zum Tode Leopold I. (1705) erstreckte sich das Terrain des abgebrannten Hauses von der Wiedener Hauptstrasse bis zur **Neuwiednerhauptstrasse** (heutige Margarethenstrasse) und occupirte die ganze Kleine und Grosse Neugasse. Die Front an der Wiedener Hauptstrasse bestand, wie noch heute, aus drei verschiedenen Gebäuden, welche sich stufenweise zwei, drei und vier Stockwerke hoch erhoben. Dieser Complex war damals das Besitzthum des **Gottfried Wieser Edler von Wiesenthal, Ihro Röm. Kayf. Maystät Rath und Regent des Regiments der n. öst. Lande**, daher der ganze Grund allgemein der „Wiesenthal'sche Grund“ genannt wurde.

Später (d. i. 1732) erschien dieser Besitz durch stellenweise Veräusserung der Grundparcellen merklich verkleinert, so dass der rückwärtige Theil des Gartens nur noch bis an die „**Mittlere Steiggasse**“ (heute Mittersteig) grenzte und nur einen Theil der Grossen Neugasse in sich schloss. Bemerkenswerth ist hier noch die an das Hauptgebäude angebaute auffallend schöne Stiege, die sich mit ihrem grandiosen „Treppenhaus“ zwischen diesen ganz unsymmetrischen „Bauwerken“ höchst sonderbar ausnimmt, einem zierlichen „Denksteine“ auf einem „Schutthaufen“ vergleichbar.¹⁾

¹⁾ Seit dem Jahre 1829 war **Carl Freiherr von Gensau** (niederösterreichischer Landstand) Eigenthümer dieses Hauses, der es nach seinem am 26. Februar 1848 erfolgten Tode seinen beiden Söhnen Eduard und Wilhelm und seinen drei Töchtern Emma, Amalie und Wilhelmine und der Ludwina Freiin von Knorr zurückliess. Im Jahre 1802 fand der letzte bedeutende Umbau statt, der dem Hause die heutige Gestalt verlieh, so dass trotz der bedeutenden Restringirung der gesammte Grundcomplex (laut Cataster) dennoch eine Bodenfläche von 7.933 Quadratklafter beträgt, wovon

Das Zeindelhofer'sche Bäckenhau zum guldenen Pfau Nr. 438 (neu 74).

Es war im Sommer des Jahres 1805. Nichts schien die gemüthliche Ruhe der sorglosen Wiener damals zu trüben. Oesterreich stand seit dem Lüneville-Frieden (8. Februar 1801) nun schon drei volle Jahre mit Napoleon im tiefsten Frieden und der Moniteur athmete die innigsten Freundschaftsbezeugungen. Dennoch blickten die Eingeweihteren mit banger Sorge in die Zukunft. Napoleon, der gewaltige Consul, nahm bereits im Vorjahre (1804) den Titel eines Kaisers von Frankreich an und warf nun vollends schon im Mai 1805 die „Friedensmaske“ von sich und übernahm in Italien den Oberbefehl über die Armee.

Es war jener comödiantenhafte Zug seines Charakters, dem wir schon so viele Ueberraschungen verdanken und der jetzt nach Mailand ihn führte, um am 26. Mai 1805 im grossen Dome die eiserne Krone sich selbst aufs Haupt zu setzen, Genua zu incorporiren, Luccia zu unterwerfen, und mit despotischer Gewalt die übrigen Länder Italiens unter seinen Günstlingen und Verwandten zu vertheilen, als ob er der „Weltherrscher“ wäre. Wahrlich er trat die Gesetze mit Füßen und wohl auch die Gesetzgeber!!

Aber was uns am empfindlichsten traf, er überschwemmte jetzt (im Juni und Juli 1805) Wien mit einem Heere von geheimen Agenten und Kundschaftern, die das Volk aufwiegeln sollten, Misstrauen und Unzufriedenheit erregen über „Brodmangel, Theuerung, Wucher, Vermehrung des Papiergeldes“ etc., um der Regierung im Innern Verlegenheiten zu bereiten und so die Aufmerksamkeit von den Vorgängen im Auslande abzuziehen; kurz wir standen vor dem Ausbruche eines französischen Krieges!!

So war denn der 7. Juli 1805 herangebrochen, es war ein heisser Sonntagmorgen, ein Unglückstag und sollte für Wien verhängnissvoll werden. Ein fremder Handwerksbursche kam nämlich im Bäckladen des obigen Hauses mit dem dortigen Bäckmeister Franz Zeindelhofer in Streit. Der Bursche verlangte mehrere sogenannte „Groschenlaibe“, die ihm der Bäcker, ungeachtet seines wiederholten ungestümen Begehrens, nicht geben konnte, weil er solche nicht vorräthig hatte. Ein Wort gab das andere, noch mehrere Bursche traten ein, welche dasselbe Begehren stellten. Nun fing der erste über Bedrückung der Armen zu raisonniren an, weil man ihnen vorsätzlich die billigen Sorten vorenthalten wolle. Es kam zum heftigsten Wortwechsel und endlich zu Thätlichkeiten. Das auf der Strasse arbeitslos herumziehende Gesindel sammelte sich mittlerweile vor dem Bäckladen an und nahm eine bedrohliche Stellung ein. Zeindelhofer, der sich an seinem Leben ernstlich bedroht sah, ergriff mit seinem Weibe und Kindern die Flucht. Jetzt drang der Pöbel in das leerstehende Haus und Gewölbe, erbrach die Geldlade, plünderte die Mehlvorräthe und würde auch das Haus demolirt haben, wäre nicht das Militär erschienen, welches man vom nahen Transporthause (dem jetzigen Piaristen-Kloster, Wiedener Hauptstrasse Nr. 82) holte und, da es zu schwach sich erwies, auch solches aus der Simmeringer Kaserne requirirte. Der Pöbelhaufe wuchs mit jedem Augenblicke, auch Abtheilungen der Garnison zu Fuss und zu Pferd waren am Platze erschienen. Wiederholte und nachdrückliche Ermahnungen waren erfolglos. Nun beging das Militär den argen Fehler blind geladen zu schiessen. Da der erhitzte Pöbel sah, dass nichts zu fürchten sei, wurde er nur noch verwegener und bewarf nun selbst das Militär mit einem dichten Steinhagel. Jetzt erst wurde scharf geladen und ins Volk geschossen.

1.359 Quadratklafter auf den unverbauten und 6.574 Quadratklafter auf den verbauten Grund entfallen. In letzterer Zeit war das Haus Eigenthum der »Allgemeinen Realitäten-Gesellschaft«, worauf es wieder an mehrere Besitzer zurückgelangte.

Vom Jahre 1819 bis 1833 war das abgebrannte Haus der Sitz des k. k. Kreisamtes V. U. W. W. und später des portugiesischen Gesandten.

Es entspann sich ein mörderischer Kampf, der bis zehn Uhr Nachts andauerte, wobei mehrere Verwundete und Tote von beiden Seiten am Platze blieben. Es lässt sich denken, mit welchem Erstaunen die aus der Oper „Swetards Zauberthal“ heimkehrenden Besucher des Theater an der Wien dies förmliche Schlachtfeld in der Nähe ausgebreitet sahen. Dieser Fall (den die Geschichte mit dem vornehmen Worte „Bäckenrummel“ geringschätzig abzuthun pflegt) machte grosses Aufsehen und blieb durch lange Zeit der Gesprächstoff der Residenz. Der Name „Zeindelhofer“ aber wurde förmlich zum allgemeinen „Sprichwort“.)

Am anderen Morgen hatte dieses Ereigniss noch bemerkenswerthere Folgen, indem sich ein ähnlicher Aufruhr mit Plünderung eines Bäckers in Mariahilf, am Neubau, Neustift, St. Ulrich und in der Josefstadt wiederholte. In der Ziegelofengasse z. B. ward ein Meuterer im selben Augenblicke von einer Kugel zu Boden gestreckt, als er der dortigen Bäckerin eine werthvolle

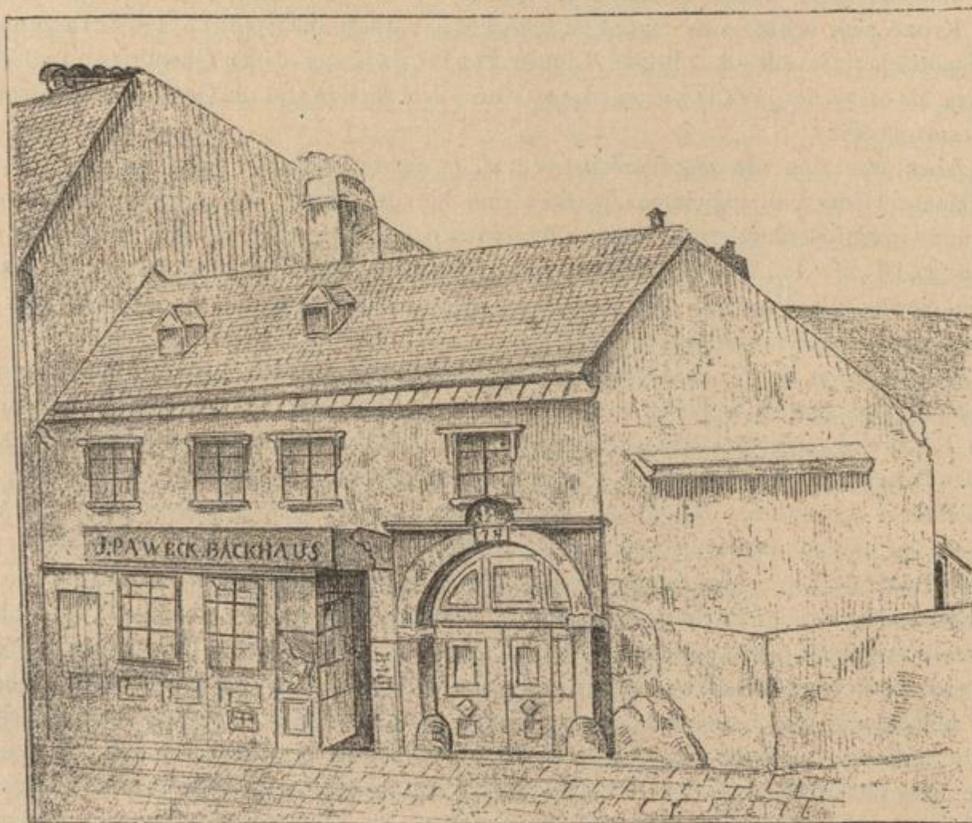


Fig. 21.

Das Zeindelhofer'sche Bäckehaus. (Wiedener Hauptstrasse 74.)

Perlenschnur vom Halse löste und die Hilflose zu erwürgen suchte. Es rückte ein ganzes Truppenlager in diese Vorstädte, das Standrecht wurde angedroht, allen Hausvätern unter persönlicher Haftung befohlen, ihre Söhne, Gesellen, und Arbeiter zu Hause zu behalten und auch von Seite der Regierung eine Menge von Massregeln gegen Uebervortheilung und Verfälschung von Lebensmitteln angeordnet.

¹⁾ Wenn Jemand damals etwas zu bitten oder zu begehren hatte, dessen Erfüllung zweifelhaft war, so pflegte man den Bittsteller scherzweise zu necken, indem man ihn auf die Aussichtslosigkeit seines Anliegens mit den Worten aufmerksam machte: „Du bekommst es so gewiss wie beim Bäcken Zeindelhofer“. Mit der Zeit wurde der Name Zeindelhofer fallen gelassen und es hiess dann kürzer: „Wie beim Bäcken“ oder auch „ja beim Bäcken“, ein Sprichwort, das noch heute im Munde des Volkes lebt.

Dass der ganze Bäckerrummel nur ein durch französisches Geld künstlich gemachtes Unwetter war, zeigte später die Untersuchung. So wurde z. B. einem Haupt-Rädelsführer — einem Schneider seines Zeichens — im Momente seiner Verhaftung eine Handvoll französischer Silberstücke abgenommen, deren rechtlichen Erwerb er nicht nachzuweisen vermochte. Auch unter den Todtgebliebenen fand man einen ganz unbekanntem Fremden, der mit einer dreifarbigen Fahne einen Haufen angeführt hatte und französisches Geld bei sich trug.

Die Spuren aller dieser Gräueltthaten hatten sich bald wieder verwischt, aber das Haus, wo dieser Aufstand zuerst seinen gefährlichen Anfang nahm, hat sich in einem Original-Bilde, das ich *sub Figur 21* hier beisetze, noch bis heute erhalten.¹⁾

Einige Monate nach diesen Auftritten erfolgte die Katastrophe der französischen Invasion. Als Napoleon am 14. November desselben Jahres (1805) sein Hof- und Heerlager in Schönbrunn bezog und im Laufe des Gespräches mit General Rapp (einem Deutschen) noch einmal auf den Bäckerrummel und den vielen Napoleond'ors, die bei den Leuten gefunden wurden, zu reden kam, fragte der Kaiser den General: „Nicht wahr die Wiener lieben diese kleinen Napoleond'ors sehr?“ — „Ja Sir, weit mehr als den Großen,“ antwortete Rapp. „Das kann man doch“ — erwiderte Napoleon lächelnd — „deutsche Offenherzigkeit nennen.“

Das Piaristenhaus Nr. 434 (neu 82) mit der Kirche zur heiligen Thekla.

Wenn man bei uns von alten wichtigen und einschneidenden Einführungen oder nützlichen Institutionen spricht, so kommt man immer und immer wieder auf den Namen Josef II. zurück. — Auch obiges Gebäude kann sich einer solchen epochemachenden Einführung rühmen. Es galt nämlich die Hebung der Industrie, deren einige Zweige in Wien ganz besonders darniederlagen. Einer dieser nothleidenden Industrie-Zweigewar unter Anderem die „Uhrenfabrikation“. Die Wiener Uhrmacher beschränkten sich damals fast ausschliesslich auf die Uhren-Reparaturen, und wollte Jemand eine gute Uhr haben, musste er sie vom Auslande beschaffen; zu dem kommt noch, dass die meisten Bestandtheile einer Uhr nur im Auslande erzeugt wurden, wie z. B. die „Uhrzifferblätter“. Um nun auch diesen Zweig gründlich zu heben, verfiel Josef auf ein geniales zutreffendes Auskunftsmittel, welches am schnellsten wirkte und den Staatssäckel am wenigsten belastete. Er berief ganz im Geheimen 60 Uhrmacher-Familien aus Genf hieher und räumte ihnen obiges, soeben leerstehendes Piaristenkloster auf der Wiedener Hauptstrasse Nr. 82 ein und schon zu Anfang des Jahres 1789 prangte zur Ueberraschung der Wiener ober dem Hausthor eine grosse breite Tafel aus schwarzem Holze mit grossen goldenen Buchstaben, mit der Aufschrift: „Kaiserl. königl. priv. Genfer-Uhren-Fabrik.“²⁾

¹⁾ Das Bild, nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten, zeigt uns das historische Bäckerhäuschen noch in unveränderter Gestalt wie damals, weil es seitdem nicht umgebaut wurde. Nur die Besitzer haben sich geändert.

Nach dem Tode des Franz Zeindelhofer, der es (laut Grundbuch) von 1804 bis 1807 besass, kam dessen Witwe Anna, spätere verehelichte Frank, in den Besitz, die ihrem neuen Gatten im Jahre 1809 das Haus übertrug, dasselbe aber, nach dessen im Jahre 1811 erfolgtem Tode, wieder zurück erhielt; im Jahre 1838 Franz Zeindelhofer junior; im Jahre 1855 dessen Witwe Aloisia Zeindelhofer; 1856 Ferdinand Zillinger, nachmaliger Ziegeldecker-Meister und gegenwärtig der Bäckermeister Johann Paweck, der gleichfalls wie seine Vorfahren das Haus nur ganz allein mit seiner Familie bewohnt.

²⁾ Das Noviziat der Piaristen war schon seit dem Jahre 1785 von hier in die Kreisstadt Krems transferirt worden. Das obige Noviziatgebäude auf der Wiedener Hauptstrasse blieb daher ohne jede Verwendung leer. Kaiser Josef II. gab den Befehl, dass der gegen die Wiedener Hauptstrasse zuliegende Gebäudetheil des Piaristen-Collegiums den „Genfer Uhrmachern“ zur Betriebs-Werkstätte eingeräumt werde. Der amtlich erhobene Werth des Hauses belief sich auf zehntausend Gulden, Josef aber liess der Ordensprovinz einen Kaufschilling von 13.600 Gulden, somit um 3600 Gulden mehr als

Jetzt war für die Uhrmacher mit einem Male aller Noth ein Ende, indem der Kaiser die Arbeiten vielfach begünstigte, für zeitgemässe Verbesserung der Maschinen, sowie auch für reichlichen Absatz sorgte und die Erzeugung der Zifferblätter in eigene Regie übernahm.

Aber schon nach einem Jahre verloren die Genfer Uhrmacher mit dem Tode des Kaisers ihre kräftigste Stütze; sie hielten zwar noch zehn Jahre aus, meldeten aber schon im Jahre 1800 den Rücktritt des Geschäftes an, und betrieben auf eigene Rechnung die Uhrmacherei.¹⁾

Das Fabriksgebäude erhielt nun die Bestimmung eines Militär-Transport-Sammelhauses, das hier bis zum Jahre 1823 verblieb, dann aber nach Altlerchenfeld Nr. 12 verlegt



Fig. 22.

Die Kirche zur heiligen Thekla. (Wiedener Hauptstrasse Nr. 82.)

wurde. Im Jahre 1823 kam die Graveur- und Manufactur-Zeichnungsschule hierher, und im Jahre 1835 kauften die Piaristen (mittelst Vertrag vom 31. December 1835) das Haus wieder zurück, worauf sie auch ihr Collegium und die von ihnen im Jahre 1754 zu Ehren der heiligen Thekla erbaute Kirche zurück erhielten.

den Schätzungswerth auszahlen, wonach mittelst Vertrags-Urkunde vom 10. Jänner 1789 die Uebnahme dieser Realität von Seite des k. k. Aersars erfolgte.

¹⁾ So erklärt es sich denn auch, dass wir noch zuweilen Uhren aus der Josephinischen Epoche in Wien antreffen, die den Namen von Genfer Uhrmachern mit dem ausdrücklichen Beisatz »aus Wien« führen; so z. B. Uhren von »Walter«, »Zäufler«, »Werner«, »Bader« u.; lauter Namen uralter Schweizerfamilien.

Die Kirche zur heiligen Thekla und das Collegium der Väter der frommen Schule.

Wie wir hier im Bild *sub Figur 22* sehen, zeigt sich die Kirche in ziemlich schmuckloser Gestalt. Der niedere Kirchturm ober dem Haupteingange bildet ein regelmässiges Viereck. Auch das Innere der Kirche ist höchst einfach und bescheiden und enthält drei Altäre ohne sonstige Merkwürdigkeiten und eine Capelle. Seit ihrer Erbauung (1754) erlitt sie in nichts eine Veränderung.¹⁾

Die weitem historischen Gebäude der Wiedener Hauptstrasse u. zw. auf der entgegengesetzten Seite sind folgende:

Der Gasthof zum goldenen Lamm Nr. 24 (neu 7).

Während des grossen Brandes im Freihause (24. Juni 1759) ging zwar der Gasthof „zum goldenen Lamm“ sammt den Nachbarhäusern Nr. 3, 5 und 9 vollständig zu Grunde, aber diesem Unglücke folgte alsbald eine umso segensreichere Epoche des Glückes und des Wohlstandes.

Ein Grossfuhrmann pachtete nämlich das dem Orgelbauer **Gottfried Sonnholz** gehörige, jetzt neu erbaute Haus und etablirte daselbst eine neue Fahrunternehmung unter dem Namen „Stellfahren“.

Diese neuen Fuhrwerke waren die legitimen Vorfahren der späteren „Stellwägen“, nur plumper und schwerfältiger. Die rückwärtigen übergrossen Räder standen in keinem Verhältnisse zu den vordern, der Wagen, nach aussen stark ausgebaucht, hatte ein hohes, ziemlich gewölbtes Dach, breite Fenster, vier Thüren und ruhte auf vier mächtigen Schneckenfedern. Täglich gingen diese Wagen-Kolosse, welche 12 Personen fassten, zur bestimmten Stunde zwei Mal von hier nach Traiskirchen, Mödling und Brunn ab, und zweimal in der Woche nach Eisenstadt und Pottendorf.

Sie wurden sehr bald beliebt, so dass man die Passagiere nicht mehr ohne Vormerkung aufnehmen konnte. Diese glänzenden pecuniären Erfolge reizten alsbald auch die benachbarten Gasthöfe zu ähnlichen Unternehmungen und bald konnte man auch bei der „Stadt Oedenburg“ Haus Nr. 23 (neu 9) täglich nach Günz und Steinamanger und bei den „Drei goldenen Kronen“ Haus Nr. 21 (neu 13) nach Alland, Baden und Heiligenkreuz fahren.

Welche Bedeutung übrigens diese neuartigen Fuhrwerke für den vergnügungssüchtigen Wiener hatten, welche Quelle des Genusses und der Erholung sie ihm boten, können wir erst dann richtig beurtheilen, wenn wir die alte wienerische Gewohnheit des sogenannten „Aufs Landgehens“ etwas näher betrachten.

¹⁾ Das Bild, nach der Natur gezeichnet, ist den Graf Vasquez'schen Randvignetten entnommen und ist dem Beschauer mit der Schmalseite zugekehrt. Links im Bilde sehen wir das Noviziat-Gebäude der Piaristen, die sich auch die „Väter der frommen Schule nannten“. Ihr Orden wurde von **Josef von Calosanz** zu Rom gegründet. Sie hatten die Aufgabe, die Gegenreformation zu vollenden, und dem Volk den niederen Unterricht zu ertheilen. Vom **Cardinal Dietrichstein** wurden sie zuerst in Mähren und dann in Böhmen eingeführt. Ihr erstes Kloster gründete ihnen der **Vizekanzler Graf Kurz** zu Horn im Jahre 1652, und ihr erstes Collegium Leopold I. in Wien bei Maria Treu in der Josefstadt im Jahre 1698, wo ihnen auch das Recht einer Pfarre über den ganzen Josefstädter Sprengel eingeräumt wurde.

Maria Theresia eifrigst bedacht, die Mittel des **Volksunterrichtes** auch ohne die Jesuiten möglichst zu verbreiten, gönnte ihnen mehrere Lehrsitze in Wien.

So wurde ihnen das **Collegium zu St. Thekla** auf der Wieden, das **Löwenburgische Convict** in der Josefstadt, das im Jahre 1802 gegründete **Convict in der Stadt** auf dem Universitätsplatz und im selben Jahre (1802) auch die **Theresianische Ritterakademie** zum Unterrichte anvertraut.

Im Jahre 1805 und 1809 war das **Piaristenhaus** ein französisches Feldspital. Gegenwärtig befindet sich hier eine allgemeine Volksschule, sowie auch eine Bürgerschule und ein Gymnasium.

Das „Aufs-Land-gehen“ der Wiener

war noch unter den beiden Ferdinanden so gut wie unbekannt; lag doch die Stadt mitten in Gärten und Weinrieden und bedurfte es doch kaum einer weiten Strecke, um ins Grüne der Luken zu gelangen. Wein- und Obstgärten, Jagdrevier und Fischerei reichten fast bis an die Stadthore. Erst nach den beiden Türkenkriegen, als die Gärten in die „Vorstädte“ und von da bald weiter noch in die Gegend der heutigen „Vororte“, hinter Gumpendorf, nach Hernals, Lerchenfeld, Währing und Weinhaus hinausgerückt waren, machten die Wiener weitere Excursionen, aber nicht über eine Meile vom Burgfrieden entfernt und auch nur an Sonn- und Feiertagen, an welchen Tagen sie in christlicher Bescheidenheit Weib, Kind und Gesinde mitnahmen. Sie waren zu genügsam und zu häuslich erzogen, um länger als bis zum „Vesperbrod“ oder (wenn es besonders lange währte) zum Abendessen vom Hause entfernt zu bleiben; auch fehlte es ihnen an passenden Fahrgelegenheiten, um weitere Ausflüge machen zu können. Auch Reisen gehörten damals zu den Seltenheiten, ausser man war durch wichtige Geschäfte dazu gezwungen. Hof und Adel vermieden es gleichfalls zu reisen, selbst der Kaiser verbrachte die heissen Sommertage nur in der allernächsten Nähe der Residenz, wie z. B. Carl VI. in der Favorita oder in Laxenburg, Josef I. und Maria Theresia in Schönbrunn und Josef II. im Augarten-Schlosse. Doch mit der Errichtung der „Stellfuhren“ war mit einem Male die Lust nach weiteren Ausflügen bei den Wienern erwacht. Zwar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts schränkte man sich feibürgerlich ein und begnügte sich, jeder nach seinem Stande, mit einfachen Genüssen und Erholungen; selbst noch zu Ende der Zwanziger- und zu Anfang der Dreissigerjahre hielt man sich in bescheidenen Schranken. Man hatte noch an den Kriegsnachwehen zu leiden, an dem Bankozettelsturz, der viele Existenzen vernichtete, dazu kam noch die Cholera und die Ueberschwemmungs-Katastrophe, welche die Wiener etwas nachdenklicher machte und sie zur Nüchternheit und Bescheidenheit zwang. Aber mit der Hebung des Wohlstandes, mit der verfeinerten Lebensweise hatte sich auf einmal Alles gründlich geändert.

Die Bescheidenheit der alten Wiener schlug plötzlich ins Gegentheil um, und die Gewohnheit „aufs Land zu gehen“ wurde jetzt zur förmlichen Krankheit. Das „Villegiaturfieber“ ergriff nicht blos die besseren Stände, sondern auch den einfachen Bürger und kleinen Geschäftsmann. Man war eitel genug, wenn es auch schwere Opfer kosten sollte, den Aufenthalt seiner Familie in der „Sommerfrische“ während der heisseren Jahreszeit als ein unverbrüchliches Gebot nicht blos der „Nothwendigkeit“, sondern auch der „Wohlständigkeit“ zu betrachten, ein Gebot, dem man sich nicht leicht entziehen könnte, ohne zugleich den schwersten Verdacht der Erwerbs- oder Vermögenslosigkeit auf sich zu laden!! Wer also als wohlhabend oder wenigstens nur als rangirter Mann vor der Welt gelten wollte, musste es den Reichen gleichthun und die Thüren und Fenster seiner Stadtwohnung, so wie jene, übern Sommer wohl versperrt halten!! So ändern sich die Zeiten und mit ihnen, oft in lächerlicher Weise, die Sitten und Gewohnheiten einer Grossstadt!!

Das Schmid'sche Waisen-Stifthaus Nr. 22 (neu 11)

dankt noch heute seinen Namen der am 28. September 1823 hier verstorbenen Margaretha Schmid, Witwe des Wiener Bürgers Josef Schmid, der im Jahre 1796 obiges Haus erkaufte. Sie war eine merkwürdige Frau von edlem Charakter, voll Herzensgüte und Mildthätigkeit, eine Mutter der Armen und Hilflosen. Ihr seltener Wohlthätigkeitssinn verdient hier näher erwähnt zu werden.

Margaretha Schmid

war eine hochherzige Frau, nicht gelehrt, ihre Schulbildung reichte kaum über die gewöhnliche bürgerliche Erziehung hinaus, aber ihr Herz, von seltenem Adel, erglühte in dem Streben Gutes zu thun. Sie war mit Glücksgütern gesegnet, aber sie vergönnte sich kaum das Nöthigste, um es den Dürftigen zu geben. Sie hatte Pferde und Wagen, aber sie ging lieber zu Fuss, um schneller zur Hand zu sein, wenn man ihrer Hilfe bedürfe; die schönsten Kleider, den reichsten Schmuck, aber sie selbst ging ganz einfach, selbst ärmlich einher; reiche Verwandte, aber an ihrer Tafel speisten nur Arme! — Als ihr Gatte starb, fühlte sie sich als kinderlose Witwe dennoch nicht allein und verlassen, denn sie hatte ja eine „grosse Familie“, für die sie täglich sorgte, es waren die Armen, denen sie ihr drückendes Los zu erleichtern suchte! Sie sprach mit Jedermann freundlich und hatte für jeden ein tröstendes Wort. Fünfzehn Tage vor ihrem Tode, als sie bereits ihre Kräfte schwinden fühlte, machte sie ein Testament (datirt vom 13. September 1823), worin sie das hiesige Waisenhaus zum Haupterben ihres bedeutenden Vermögens ernannte und zugleich die Verfügung traf, dass das ihr eigenthümliche obige Haus Nr. 22 als Stiftshaus für ewige Zeiten fortbestehen solle, und dass der jährliche Fruchtgenuss von diesem Hause, sowie von weiteren 8000 fl. theils zur besseren Substistenz der Waisen, theils zum Heiratsgute oder zur Begründung einer eigenen Wirthschaft, für die im Waisenhause erzogenen Kinder verwendet werden.¹⁾

Ihr Wohlthätigkeitssinn nahm auch auf die Leiden der Thierwelt Bedacht, indem sie anordnete, dass am Eingange ihres Hauses kleine steinerne „Tränken“, stets mit klarem Wasser gefüllt, namentlich zur heissen Jahreszeit, den Hunden zur Labung dienen mögen. Noch heute können die Passanten diese Tränken am Thoreingange bemerken, und sich dieses herrlichen Zuges wahrer Humanität erinnern!!

Das Haus zur Kohl-Kreunzen Nr. 13 (neu 29).

Es war ein uralter Gasthof und die ursprüngliche Einkehr der **Neustädter Briefboten**, dann der **Grazer, Marburger** und **Neustädter Fuhrleute**. Mit dem Umbau des Hauses im Jahre 1825 hörte diese Einkehr für immer auf.

Das Haus hatte einen sehr geräumigen Hof und Gasthausgarten, ein Theil dieses Gartens besteht noch heute im Nachbarn-Hause Nr. 14 (neu 27) „zum Auge Gottes“, ist aber jetzt von dem obigen Hause durch eine Mauer getrennt.²⁾

¹⁾ Der Original-Stiftsbrief wurde von Kaiser Franz I. am 15. December 1829 gefertigt und liegt noch gegenwärtig im landesgerichtlichen Archive. Eine weitere Stiftung hat die Bestimmung, von den jährlichen Zinsen einer Staatsschuld-Verschreibung pr. 1000 fl. Kleider für dürftige Schüler der Pfarrschule bei St. Carl anzuschaffen; der Stiftsbrief ist vom 8. Juli 1824 datirt, und die Verwaltung ist dem jeweiligen Pfarrer von St. Carl übertragen.

²⁾ Das Haus gehörte seit 1807 dem alten Wiener Patriciergeschlechte der **Treitl**, aus dem der heute noch lebende älteste Gemeinderath der Stadt Wien **Josef Treitl** hervorging. Dieser Mann ist schon deshalb bemerkenswerth, weil er bereits im Jahre 1848 die Würde eines Gemeinderathes bekleidete, und heute im Alter von 85 Jahren steht. Im Jahre 1807 war **Johann Treitl** Eigenthümer dieses Hauses; im Jahre 1823 kamen die Treitl'schen Erben an die Gewähr; 1859 **Johann Franz** und **Johann Treitl**, **Maria Titze** (geborne Treitl) und **Rosalia Beinl** Edle von Bieneburg. Gegenwärtig ist Hof-Hutfabrikant **Carl Habig** der Besitzer, welcher dieses Haus theils zu einem Wohnhause, theils zu einem Fabriks-Etablissement im Jahre 1882 umbauen liess.

Das Haus zum rothen Rössl Nr. 12 (neu 31).

Hier stand einst gegenüber dem **Laßlarthurm** ein mächtiges „Bollwerk“ aus Quadersteinen erbaut und mittelst eines Grabens mit ersterem verbunden. Sein Bau fällt beiläufig in das Jahr 1452, doch hat sich hierüber keine verlässliche Urkunde erhalten. Soviel ist jedoch gewiss, dass dasselbe bereits im ersten Türkenkrieg 1529 gänzlich zu Grunde ging und vollständig abgebrochen wurde. Leider kann über die Gestalt und Beschaffenheit desselben nichts Näheres berichtet werden, da auch nicht ein einziges Bild hierüber ausgeforscht werden konnte.

Doch musste dieses Bollwerk mit den übrigen Festungswerken in unmittelbarem Zusammenhange gestanden haben, weil von hier aus eine Vertheidigungslinie mit einem Walle durch den Hof des ehemaligen **Gußhauses** (heute Gusshausgasse) sich zog und sich im schiefen Winkel, im Rücken der Plenklergasse (Paniglgasse) bis an die Luken des Stubenthors fortsetzte. Gegenwärtig ist das **rothe Rösselhaus**, seit 23. April 1838, Eigenthum der **Pensions-Gesellschaft der bildenden Künste in Wien** (sogenannte „**Witwen-Societät und Waisen-Pensionsinstitut**“). Die frühere Besitzerin war **Maria Reichetzer**, geborene **Kautsch** und schon ihr Grossvater **Matthias Kautsch** kaufte dieses Haus im Jahre 1777 an und errichtete hier ein Einkehrwirthshaus.

Paulaner Kirche und Kloster.

Ferdinand II. war eifrigst bemüht, der durch den Protestantismus arg niedergetretenen katholischen Kirche wieder zu neuem Ansehen zu verhelfen und die katholische Religion zur herrschenden Staatsreligion wieder emporzuheben.

Nichts aber schien ihm zu diesem Zwecke geeigneter als guter Religions-Unterricht und Vermehrung der geistlichen Stifte und Klöster. So berief er denn auch, auf Empfehlung der Herzoge von Lothringen, im Jahre 1724 die **Paulaner Ordens-Mönche** nach Wien, um ihnen hier Kloster und Kirche zu gründen.¹⁾

Die Paulaner wurden vom Kaiser mit reichen Geldmitteln ausgestattet, ihnen von der Regierung zur Bestreitung der Baukosten 2000 Gulden vorgestreckt und noch eine Zulage von 300 Gulden jährlich zugesichert. Zur Gründung des Klosters trug wesentlich der Präsident der Niederlande am Wiener Hofe **Ambrosius de Renz** bei, indem er ihnen einen weitläufigen Baugrund auf der Wieden am Anfange des „**alten Kaiserweges**“ (heute Favoritenstrasse) im Jahre 1626 ankaufte.

Im darauffolgenden Jahre (1627) wurde rasch zum Bau geschritten und vom Kaiser der übliche „**Hammerschlag**“ auf den Grundstein der Kirche geführt.

Dennoch ging der Bau nur langsam vor sich, volle 24 Jahre verstrichen, ehe die Kirche vollendet und im Jahre 1651 vom **Wiener Bischof Graf Breuner** zu Ehren der „**heiligen Schutzengel**“ eingeweiht werden konnte.

¹⁾ Diese Ordens-Mönche, allgemein „**Paulaner**“ genannt, hatten ihren Namen von **Franz de Paula**, dem Stifter dieses Ordens. Ihr Orden verbreitete sich fast durch ganz Europa und in ihren reichen Klöstern lebten sie den Grundsätzen des Bettelns und der ewigen Armuth, daher sie auch die „**mindesten Brüder**“ oder „**Patres Ordinis Minimorum Sancti Franzisci de Paula**“ hiessen.

Die Ordens-Regeln waren sehr streng, so wurden z. B. die Mönche zu „**ewigem**“ Fasten verurtheilt, d. h. sie durften keine Fleischspeisen geniessen, nur in Oel gekochte Fische; ihre Tracht war ein schwarzer härterer Habit, den sie weder bei Tag noch bei Nacht ablegen durften. Ursprünglich gingen sie barfuss, erst bei Uebersiedlung in das nördliche Klima gestattet man ihnen aus Binsen geflochtene „**Sandalen**“, und später „**Schuhe**“. **Franz de Paula** starb am 2. April 1507 und wurde vom Papst **Leo X.** im Jahre 1519 heilig gesprochen.

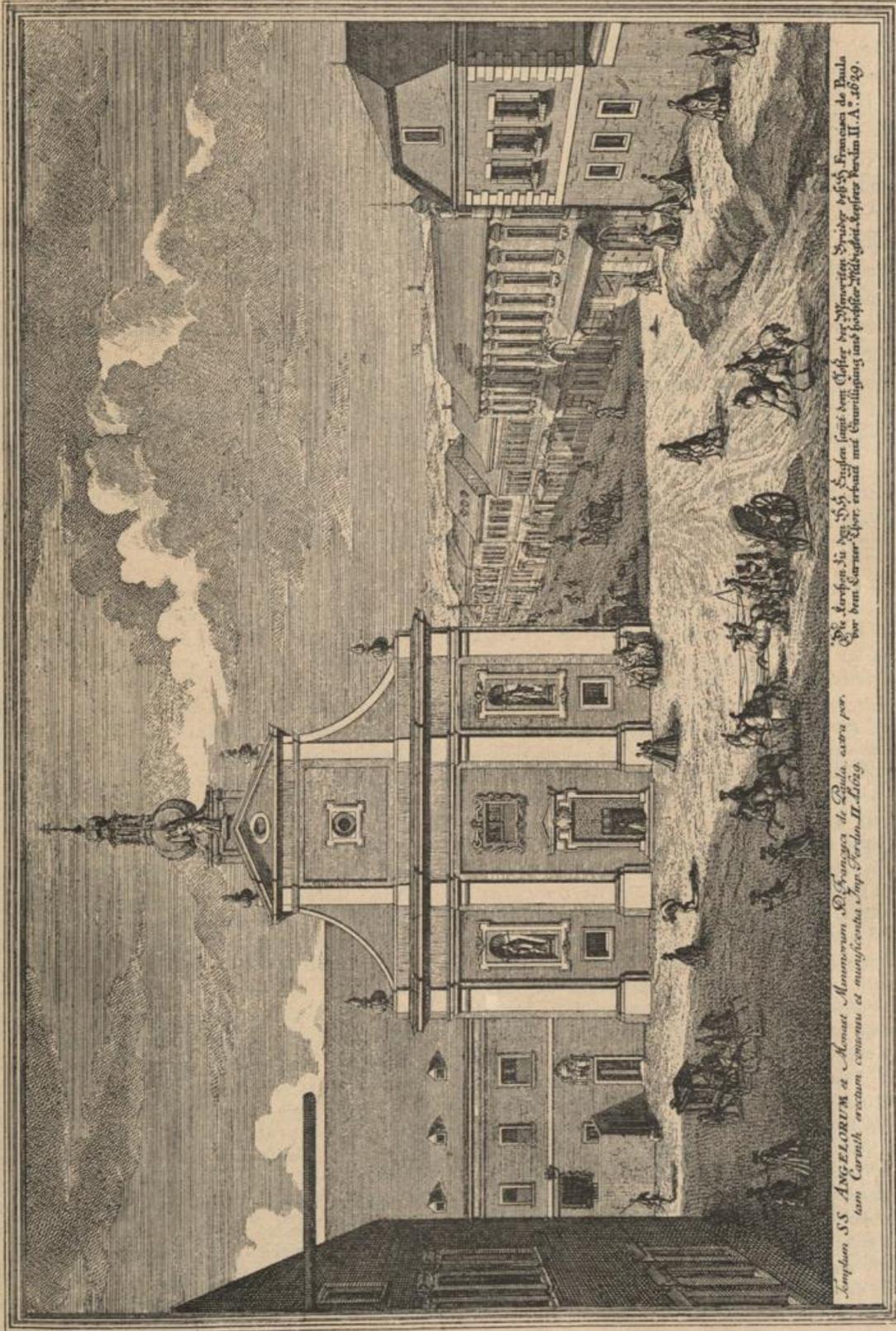


Fig. 23.

Paulaner-Kirche und Kloster (Wiedener Hauptstrasse Nr. 14).

Das „Kloster“ nahm die Stelle ein, wo sich heute das Haus Nr. 2 und 4 der Favoritenstrasse erhebt, die Gänge und Zimmer waren geräumig, die Pfeiler des Kreuzganges mit besonders schönen Schilderungen aus dem Leben des Stifters **Franz de Paula** und der grosse Bibliotheksaal mit prächtigen Bildern geschmückt; von letzteren sind noch Spuren in der Wohnung des Pfarrers zu finden.

Hinter der Kirche und dem Kloster breitete sich ein umfangreicher Garten mit schönen Baumalleen und spiegelndem Fischteiche aus.

Alles war im trefflichsten Zustande, leider erfreuten sich die Paulaner nur kurze Zeit des ruhigen Besizes, denn schon nach 32 Jahren ward Kirche und Kloster (während des zweiten Türkenkrieges 1683) ein Raub der Flammen! Neue milde Gaben mussten nun wieder aufhelfen, und namentlich die Ordensbrüder zu Thalheim in Oberösterreich trugen das meiste dazu bei, dass nun Kirche und Kloster wieder in ihren früheren blühenden Zustand zurückkehrte. Namentlich die Kirche wurde jetzt von Innen und Aussen besonders verschönert, die „grosse Uhr“, im Jahre 1717 ober dem Eingange an derselben Stelle angebracht, wo sie sich noch heute befindet, ein neuer Kirchthurm errichtet, sämtliche Altarbilder von dem geschickten Maler Salomon restaurirt, und die Kirchenwände mit besonders kostbaren Goldverzierungen ausgemacht, so dass sie sich jetzt zu den reichsten aller Vorstadtkirchen beizählen konnte.

Ein hochinteressantes Bild *sub Figur 23* aus dem Jahre 1724 zeigt uns die Kirche und Kloster in dieser neu restaurirten Gestalt.¹⁾

¹⁾ Das Bild von Salomon Kleiner (1724) gezeichnet und von Joh. A. Corvinus in Kupfer gestochen, 323 cm breit und 21 cm hoch, zeigt uns die Kirche bereits mit dem neuen Glockenthurm und links einen Theil des alten Klostergebäudes (heute das Zinshaus Nr. 334, neu Favoritenstrasse 2 und 4). Die Bauart der Kirche weist offenbar auf jenen altitalienischen Baustyl hin, wie er noch bis in das XVII. Jahrhundert beliebt war, und sich in seinen zugespitzten Fronten mit Schneckengewinden und ähnlichen weniger geschmackvollen Ausschmückungen zu erkennen gibt.

Die beiden lebensgrossen Statuen der Heiligen **Bonifacius** und **Vitalis** in den Nischen, rechts und links des Haupteinganges, datirten aus dieser Restaurations-Periode (1717 und 1719), während der Schutzengel ober dem Frontispice und die vier Fenster noch aus der ersten Bauperiode vor dem Türkenkriege stammen.

Die zwei Gitterfenster zu beiden Seiten des Kircheneinganges unterhalb der Heiligenstatuen sehen wir noch in quadratischer Gestalt, später in den Dreissiger-Jahren wurden sie in Seitenthüren umgewandelt, wie wir dies im nächsten Bild *sub Figur 24* bemerken.

Nicht uninteressant ist hier die Staffage, wie z. B. die kühne sechsspännige Carosse mit dem Vorläufer in voller Parade, es scheint eine Hofequipage zu sein, wie es die prachtvoll gekrönten Kopfgeschirre der Pferde vermuthen lassen, auch die Costüme der Fussgänger und Reiter etc. sie alle zeigen die Modetracht jener repräsentationssüchtigen Zeit.

Nicht minder beachtenswerth ist auch die rechtseitige Häuserreihe der Wiedener Hauptstrasse; wir sehen hier gleich das erste Haus auf hügeligem Grunde, an dessen Stelle der „Laßlathurm“ stand, es ist heute das im Jahre 1823 umgebaute Eckhaus Nr. 20 „zum goldenen Kreuz“. Die am Bilde noch sichtbaren „Hügel“ scheinen von jenem mächtigen Walle herzurühren, der den Thurm einst umgab, die erkerartige Rondelle aber mit der thurmgekrönten Spitze verrieth noch ganz den Geschmack des XVII. Jahrhunderts; dann das anstossende einstöckige Haus „zum schwarzen Adler“ mit den 13 Fenstern in der Front, es war zu jener Zeit (1724) das Eigenthum der **Barbara Frein von Kleinburg** und wir bemerken noch ober dem Hausthore das freiherrliche Wappen, später ging es in den Besitz der Freiherren von **Ralfreut** und **Johanna Gräfin von Feuerstein** (geborenen **Gräfin von Sternberg**) über; es bildete, sowie noch heute, ein Eckhaus in die Schleifmühlgasse und führt gegenwärtig die Nummer 22; ferner das folgende einstöckige Gebäude mit den sieben Fenstern in der Front, es ist das Haus „zum eisernen Mann“, gegenwärtig Eigenthum der **Jacobine Eisel** von **Eiselsberg** mit der Nummer 24; diesem zunächst das Haus „zur weissen Rose“ mit vier Fenster und einem Wirthsschild ober dem Thore mit der Nummer 26; hierauf das Haus Nr. 28, damals (1724) das Besitzthum des alten Patrizier-Geschlechts der **Kronöster** und später von 1774 der Familie **Schönbüchler**; dann das Haus mit dem Schilde „zum Erzherzog Carl“, heute Eigenthum des **Johann Leutner** mit der Nummer 30; ferner jenes einstöckige Haus mit den sieben Fenstern in der Front ist das **Gluck'sche** Sterbehause mit der Nummer 32; endlich das letzte am Bilde sichtbare Gebäude „zu den drei Rosen“, es ist das sogenannte „**Gnadengreiflerhaus**“ mit Nummer 34 und verdankte diesen merkwürdigen Spottnamen dem Umstande, weil der im Jahre 1748 an der Gewähr geschriebene **Johann Wenzel Kentsperger** ein „**Gnadengreifler**“ war.

Was die Kunstschatze der Kirche selbst betrifft, so sind besonders nennenswerth: der „Hochaltar“, eine Spende der *Lakaien- und Hofdiener-Bruderschaft* aus dem Jahre 1718. Damals bildeten nämlich die *Livrée-Diener* in Wien eine eigene *Bruderschaft*, die sich „*Lakaien-Zechen*“ nannte, die Mitglieder derselben fühlten sich bewogen, zur Erinnerung an jenes Ereigniss, welches im Jahre 1714 in Wien stattfand, in der Kirche der Schutzengeln ihren beiden Schutzpatronen zu Ehren (dem heiligen *Bonifacius* und *Vitalis*) einen eigenen Altar zu errichten;¹⁾ ferner das Hauptaltar-Bild mit den heiligen Schutzengeln, von der Meisterhand *Carlones*; dann die hübschen Deckengemälde im Presbyterium, die heilige Dreifaltigkeit von demselben Meister; dann ein Bild des heiligen *Franziscus de Paula* von *J. Benx*; ebenso ein schönes Brustbild des heiligen *Franziscus* von *Jacobo Tintoretto*; endlich: „die Kreuzigung Christi“ von *Joh. Michael Rothmayer* und zwei Bilder von *Michael Hess* (darstellend die beiden im Jahre 1794 selig gesprochenen Paulaner-Mönche *Caspar Bonus* und *Nicolaus Longobardis*).

Von den Sculpturen sind zu nennen, die beiden Bildsäulen am Hauptaltar und zwar die beiden heiligen Märtyrer *Bonifacius* und *Vitalis*, die hier als Patrone der *Lakaien-Bruderschaft* ein besonderes Anrecht auf einen Ehrenplatz haben. Die übrigen Sculpturen sind ohne besonderen künstlerischen Werth.

Aber noch durch einen andern Umstand hatten die Paulaner bei den Wienern eine Art Berühmtheit erlangt; sie erzeugten nämlich eine eigene Gattung von „Würsten“, die sie unter dem Namen „*Paulaner-Würste*“ im Kloster verkauften und damit einen schwungvollen Handel trieben.

Die Paulaner-Würste, ein Leckerbissen der Wiener.

Die frommen Väter des strengen Paulaner-Ordens, die nur von „Fischen“ sich ernähren durften, hatten sich mit der Zeit eine solche Geschicklichkeit in der Zubereitung der Fische angeeignet, dass sie endlich auf die Erzeugung einer eigenen „Fischspeise“ verfielen, indem sie das Fleisch der Fische in Oel kochten und mit diesem Fischfleische eine Art von Würsten stopften, die sie dann „*Paulaner-Würste*“ nannten. Sie wurden geräuchert oder bloß gekocht und im Klostergange von eigenen Patres zu fixen Preisen öffentlich verkauft. Befremdete auch Anfangs der Geschäftsgeist dieser Frommen, da man sie nur mit dem „Seelenheile“, nicht aber auch mit dem „leiblichen Wohle“ der Menschen bisher beschäftigt zu sehen gewöhnt war, so tröstete man sich bald wieder,

Er hatte nämlich das Missgeschick, schon der sechste Greissler auf der Wieden zu sein, und da in dieser Vorstadt nur fünf Greissler bestehen durften, so konnte er (infolge einer speciellen Regierungs-Entscheidung) sein Gewerbsbefugniß nur im Wege eines sogenannten „*Gnadenactes*“ erhalten. Solche lächerliche und ähnliche Ausgebirten des „*Zunftzwanges*“ gab es übrigens damals noch nach Dutzenden zu erzählen.

¹⁾ Ueber das Entstehen dieser Bruderschaft und die Errichtung des Altares hat sich folgende merkwürdige Erzählung in einem Geschichtsbuche aus dem Jahre 1718 erhalten. Dasselbe lautet wörtlich: „Anno 1714 nach geendigter Pest allhier in Wienn, ereignete es sich, daß vor der Stadt auf offener Strassen ein Laquey mit anhabender Liverey, doch nach langer Krankheit und über Nacht verrichteten Diensten, Todtes erblichen; dessen Herrschaft — welcher die Liverey zugehöriger massen eingehändigt worden, sich des Leichnam der Begräbnis halber im geringsten nichts angenommen, daß also das nothwendige Geld selben zu begraben, bey dem todten Leichnam hat gesammelt werden müssen. Auf dies Ereignis hin hatten im J. 1715 die hiesigen Laqueyen über Aufforderung eines Laqueyen des Herzogs von *Matalona* aus *Neapel* den Beschluß gefaßt, eine Bruderschaft mit ihrem Sitz bei den „heiligen Schutzengeln“ zu gründen bezweckend: daß die verstorbenen Mitbrüder stets durch zween Ordensgeistliche der Paulaner mit dem *Labarum* und *Windlichtern*, auf Kosten der Bruderschaft zu Grabe geleitet würden. Die Bruderschaft wählte am 4. Jänner 1716 ihren Vorstand und beschloß nach ihrer vollkommenen Constituirung in hiesiger Kirche einen neuen Hochaltar zur Verehrung der heil. *Bonifacii* und *Vitalii* zu erbauen. Nachdem der Obrist Stallmeister *Michael Johann Graf von Althann* 1717 den Grundstein zu diesem „pretiosen Werk“ gelegt und der Bau vollendet, ward auf ermeldtermassen neu erbauten Hochaltar am 11. Jänner 1718 das erste Messopfer celebriret.

da es ja die Jesuiten-Patres auch nicht viel besser machten und bei ihren beiden Kirchen, nämlich bei den sogenannten **Obern Jesuiten** (heute Kirche am Hof) und **Untern Jesuiten** (heute Universitätskirche) und bei **St. Anna**, Chocoladen, Branntwein, Lebens-Elixire, Heiltränkchen etc., sowie auch alte Kleider verkauften.

Etwas ernster nahm es wohl **Josef II.** und **Maria Theresia**. Von letzterer liegt sogar ein Brief vor, worin sie sich über diesen ungebührlichen Handel beschwert. Derselbe ist an die



Fig. 24.

Die Seitenthüren von der Paulaner-Kirche (Wiedener Hauptstrasse Nr. 14).

Gräfin Enzensberg gerichtet und lautet wörtlich: „Wegen der Jesuiten bin ich untröstlich und in Verzweiflung. — Ihnen allein sage ich, daß ich für sie fürchte, denn man entdeckt viel häßliche Dinge in Geldsachen, welches sie sowohl in den Niederlanden als hier und insbesondere in Böhmen bei Seite geschafft haben. Das Haus bei St. Anna allein hat, indem es Seilmittel und Wein verkaufte, monatlich 3000 Gulden gewonnen, zum Nachtheile der Gastwirthe und Chocolademacher denn sie verkauften diese Dinge und eben so ganz fertige Kleider im Professhause. Wenn ich all' dieß zudecken könnte, so wäre ich glücklich, aber ich fürchte, daß noch viel andere Sachen an's Licht kommen werden. Man spricht sogar von vierzig Millionen, welche seit dem Jahre 1757 nach England,

Holland und Leipzig gefendet worden sein sollen.“ Ungeachtet dieser offenbaren Unziemlichkeit betrieben die Paulaner mit diesen Würsten den schwungvollsten Handel und machten dabei ein einträgliches Geldgeschäftchen, denn nur bei ihnen allein waren diese Würste erhältlich, sie allein waren billig und gut und daher sehr beliebt und als ein feiner „Leckerbissen“ von allen Wienern anerkannt; bis in die Achtziger-Jahre dauerte der Vertrieb dieser „Modespeise“. Aber auch für sie, wie für die Paulaner selbst schlug bald die Stunde der Entscheidung.

Die tief eingreifenden kirchlichen Reformen Kaiser Josef II. hatten auch die Paulaner auf das Empfindlichste getroffen. Schon im Jahre 1784 wurde der Beschluss zur Aufhebung des Paulaner-Ordens gefasst, doch kam die Durchführung dieser Verordnung erst unter Kaiser Franz 1796 zu Stande. Alle Güter der Paulaner fielen jetzt dem Religionsfonde zu. Die Klostergebäude und damit auch das große Paulaner-Haus Nr. 347 (neu Floragasse 9) wurden veräußert, der grosse Klostergarten¹⁾ auf Zinshäuser parcellirt und damit fast ein neues „Vorstadtviertel“ gewonnen, denn jetzt entstanden auf diesen Gartengründen drei neue Strassen, u. zw.: die Kirchengasse (heute Paulanergasse), die Platzgasse (heute Mozartgasse) und die Gemeindegasse (heute Floragasse), welche durch die Neumanngasse symmetrisch in zwei gleiche Theile durchschnitten wurden.

Nur der Pfarrhof allein blieb unverändert, auch wurde die Kirche (nach der neuen Josefinischen Pfarreintheilung vom 20. April 1783) zur Pfarrkirche erhoben, und durchgreifenden Renovirungen unterzogen, auch der bereits schadhafte gewordene Helm des Glockenthurms in einer gefälligeren Form neu hergestellt, und seine Spitze mit einem geschmackvollen Kreuze geschmückt. In dieser neuen Form sehen wir die Kirche im Bild *sub Figur 24* aus der Zeit der Dreissiger-Jahre.²⁾

Ehe ich diesen Gegenstand schliesse, beeile ich mich noch einige interessante Begebenheiten zu erzählen, die sich hier zutragen und werth sind, in Erinnerung erhalten zu werden.

Interessante Begebenheiten bei den Paulanern auf der Wieden.

Der berühmte Hofprediger Abraham a Sancta Clara, der zuweilen in den entferntesten Vorstädten predigte, weil die Kirchen in der Stadt meist zu enge wurden, um die herbeiströmende Menge zu fassen, predigte auch einmal bei den Paulanern, als soeben das Haus Nr. 769 auf der Margarethenstrasse (heute Nr. 24) ein neues Schild zum „Adam und Eva“ erhielt, wie es noch heute ober dem Hausthore mit ziemlicher Deutlichkeit in Farbe und Zeichnung den Sündenfall des ersten Eltern-Paares erkennen lässt.

Abraham liebte es aus dem Stegreif von der Kanzel zu sprechen und benützte nun auch diesmal die Gelegenheit, dieses neue Schild mit seinem improvisirten Vortrag in Verbindung zu bringen. Er predigte also über „Adam und Eva“.

Auch diesmal zeigte er sich wieder als echter Volksprediger, der es versteht, durch hinreissenden Humor auf die Menge zu wirken; auch in dieser Predigt (die später im Drucke erschienen) finden wir all' die frappirenden Wortspiele und deren Scherze wieder; aber sie sind heute denn doch nicht mehr nach unserem Geschmack, da wir vom modernen Kanzelprediger edle Einfach-

¹⁾ Der Klostergarten hatte nach dem Josefinischen Grundsteuer-Operate vom Jahre 1757 einen Flächenraum von 3 Joch und 187 Quadrat-Klaftern.

²⁾ Das Bild ist den Randvignetten der Graf Vasquetz'schen Pläne entnommen und zeigt uns die Kirche bereits mit dem neuen Glockenthurm und mit den beiden Seitenthüren neben dem Haupteingange, sowie auch das neue Zinshaus (Favoritenstrasse Nr. 2), welches im Jahre 1804 vierstöckig umgebaut wurde und an die Stelle des alten einstöckigen Klosterhauses kam, endlich im Rücken der Kirche die Schmalseite des Pfarrhofes.

heit und ernste Würde verlangen. — Uebrigens mögen meine Leser selbst urtheilen, ich will einige Stellen hier citiren, schon aus dem Grunde, um den ästhetischen Standpunkt zu kennzeichnen auf dem Abraham damals stand. Er sagte wörtlich: „Meine christlichen Freunde! Eine saubere Comödie hat Adam angefangen im Paradis, in diesem irdischen Lustgarten; eine Comödie, die das ganze Menschengeschlecht in's Verderben gestürzt hat; eine Comödie, wo drei Personen gespielt: „Adam, Eva und der Teufel“, aber dabei all' unser Zeil verspielt; eine Comödie, dessen Theatrum zwar das schönste von Gott selbst gefertigte war, aber die Action war des Teufels; eine Comödie, die gar nicht lange gewährt, aber einen ewigen Schaden verursacht hat, daß selbst Gottes Sohn daran hat zahlen müssen; eine Comödie, die Satan zu unserm größten Nachtheil componirt hat; eine Comödie, wobei kein Prämium ausgetheilt, sondern wobei uns das Prämium des ewigen Lebens entfremdet worden ist zc. — — —

Der knapp zugemessene Raum meines Werkes gestattet mir nicht, die Predigt in ihrer Gänze zu wiederholen; doch glaube ich, dass diese wenigen Sätze genügen, um die Wahrheit meiner obigen Behauptung zu bestätigen.

Dennoch war und bleibt Pater Abraham als Mensch gross und bewundernswürdig, dort, wo er den Muth und die Ehrlichkeit seines Wesens hervorkehrt, um den Grossen des Reiches die Wahrheit zu sagen, rückhaltslos und ohne Bedenken, gleichviel, ob es ihm Vortheil oder Nachtheil brächte!

Gerade in dieser Predigt sagte er den Hofleuten Dinge, die unter Umständen heute Jedermann sofort dem Staatsanwalte in die Hände liefern würden.

Allerdings konnte er sich damals etwas mehr als Andere erlauben, denn er war ein Liebling Leopold I., der es sogar gerne sah, wenn seine Hofleute mit der Lauge des Spottes übergossen wurden, denn er war eitel und glaubte durch Verdunkelung Anderer in desto hellerer Glorie strahlen zu können! Einige Stichproben mögen hier genügen. Er sagte z. B.: „Ja warum hat denn der Adel seine Standesvorurtheile, seinen Ahnenstolz, seine Aufgeblasenheit noch immer nicht aufgegeben, weil er etwa von den Verdiensten seiner Vorfahren lebt?“ und schloss den Satz mit den Worten, die noch heute im Volksmunde leben:

„Als Adam ackerte und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?“

An einer andern Stelle sagte er: „Die großen Herren sollten sich doch endlich einmal die Brille aufsetzen auf die Nase, und nicht immer durch die Finger sehen; sie sollten es mit den Leuten nicht so machen, wie mit den Büchern in einer Bibliothek, wo man die Unbrauchbarsten immer am höchsten stellt!“ Er wagte sogar unter Anderem zu sagen: „Bei Hofe kömmt die Redlichkeit wie der Palmesel alljährlich nur einmal an's Licht; bei Hofe geht man mit den verdienstvollen Leuten um wie mit den Fußbäumen, in die bei der Ernte mit Prügeln dreingeworfen wird zum Lohne, daß sie Früchte tragen; bei Hofe behandelt man die Bediensteten wie Limonien, die man hinter die Thüre wirft, sobald kein Saft mehr in ihnen; bei Hofe bekleidet man zwar die Nackten aber nur die nackten Wahrheiten, weil sie nie bloß erscheinen dürfen; bei Hofe speist man die Hungernden, aber nur mit Worten; die Hofleute sind wie die Zimmerleute Noa's, die Anderen die Arche bauen, sich selbst aber nicht retten können; Du wirst bei Hofe sehen wenig „Metall“ aber viel „Erz“, „Erz-Diebe“, „Erz-Schelme“, „Erz-Betrüger“ zc. zc.

Aber so hoch er auch in der Gunst beim Kaiser stand, so viel er sich auch gegen die Decenz erlauben durfte, mitunter kam er doch übel weg. So z. B. hatte er sich einmal in der Predigt zur Behauptung hinreissen lassen: Daß er alle Jungfrauen in Wien auf einem Schubkarren aus der Stadt führen wolle. Dies machte grosses Aergerniss, und man drang in ihn, zu widerrufen.

Da sagte der curiose Pater in seiner Predigt, die von halb Wien besucht war: „Ich werde das, wofür ich verflagt bin, nicht widerrufen, denn ich habe ja nicht gesagt, wie oft ich den Schubfarren hinausfahren wolle.“ Nun hatte er wieder die Lacher auf seiner Seite.

Von seinen vielen drastischen Scherzen sei hier noch einer erwähnt. Am St. Magdalenenstage machte er alle sündhaften Magdalenen von der Kanzel schlecht und drohte eine Hauptsünderin öffentlich zu bezeichnen, und zwar dadurch, dass er sie mit dem Brevier werfen werde. Er erhob den Arm, und siehe da, alle Frauen duckten sich unter.

Ein herzerhebendes Fest anderer Art fand am 31. Jänner 1796 statt, es war ein Dankfest zu Ehren des über die Franzosen zu Mainz durch Feldmarschall-Lieutenant Clerfayt erfochtenen Sieges. Und da Clerfayt soeben vom Kriege rückgekehrt war, und sein Haus in der Favoritenstrasse Nr. 316 (neu 7, heute Palais Erzherzog Carl Ludwig, das er als Eigenthum besass) wieder bezog, so erschien eine Deputation in seiner Wohnung, die ihn zu diesem Feste einlud und die Bitte stellte, in der Kirche persönlich erscheinen zu wollen, um dort den Dank der Gemeinde in Gegenwart der gesammten Bürgerschaft zu übernehmen. Der Heldengreis erschien nun wirklich im Gotteshause, wo für ihn bereits ein, mit Bändern, Blumen und Siegestrophäen, reich ausgeschmückter Ehrenplatz vorbereitet war. Nach abgehaltenem Gottesdienste trat ein Knabe vor, um im Namen der Bürgerschaft die Gefühle der Dankbarkeit auszusprechen und zugleich einen Lorbeerkranz mit der Inschrift zu überreichen:

„Der Lorbeerkranz des Sieges sich
Um Deine Schläfe windet,
Bis sich mit ihm durch Dich
Der Oelzweig auch verbindet!“

Der Feldmarschall-Lieutenant, Grosskreuz des Maria Theresien-Ordens und Sieger von Nidda und Mainz, nahm die aufrichtigen Beweise der Verehrung und Hochschätzung mit rührender Dankbarkeit an und beschenkte die Gemeinde mit reichen Geldspenden.¹⁾

Am 13. Mai 1823, wurde ebenfalls bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zum neuen Wiedener Schul- und Gemeindehause eine grosse Kirchenfeierlichkeit abgehalten, wobei die vornehmsten und wohlhabendsten Bürger dieser Gemeinde mehrfache Geldunterstützungen der Kirche zufließen liessen.

Am 11. Juni 1846 fand hier zur Feier der Enthüllung des neuen Grabmonumentes Gluck's ein Requiem statt. Ein mit Lorbeerkränzen reichgeschmückter Katafalk war in Mitte der Kirche an derselben Stelle errichtet, wo vor 46 Jahren die Leiche Gluck's eingesegnet wurde, ein Wappenschild mit einem silbernen Löwen im rothen Felde, mit der Inschrift: „Christoph Ritter von Gluck“ lehnte am Katafalk und vom Chor herab klang Mozarts „Requiem“ gesungen von den Hofopernsängern: Josef Staudigel, Josef Erl, Marie von Hasselt-Barth und Betti Bury; das Orchester dirigierte Gustav Barth, der Gatte der berühmten Künstlerin.

Am 30. August 1846 fand die feierliche Eröffnung und Einweihung des schönen Brunnen-Monumentes am Platze vor der Paulanerkirche statt. Aus dem ziemlich umfangreichen Bassin erhebt sich eine Säule, deren Gipfel mit dem Standbilde des heiligen „Schutzengels mit dem Kinde“ geschmückt ist. Der Entwurf wurde vom Architekten van der Nüll und Siccardsburg, das Modell zum Standbilde vom Bildhauer Johann Preleitner, der Guss der Bildsäule

¹⁾ Carl Josef de Croix Graf von Clerfayt kränkelte bereits, als er Ende Jänner 1796 vom Schlachtfelde hier in Wien eintraf. Schon nach einigen Tagen wurde ihm die nachgesuchte Enthebung vom Dienste und Versetzung in den erbetenen Ruhestand vom Kaiser bewilligt, und sein Commando von dem damals 24jährigen Erzherzog Carl übernommen. Seine Krankheit nahm so rasch überhand, dass er bereits am 21. Juli 1798 in seinem Hause (Favoritenstrasse 7) starb.

in Zink, sowie jener der vier wasserspeienden Drachen und der sämtlichen Ornamente in der Werkstätte der Bronze- und Eisengussfabrik des Josef Glanz und die Steinmetzarbeit vom hiesigen Steinmetzmeister Prantner geliefert. Dieser schöne ornamentale Brunnen wurde durch die Munificenz der Wiedener Gemeinde errichtet, indem nicht bloß einige kunstsinnige Gemeindeglieder, sondern auch die Bürger dieser Vorstadt, pekuniäre Beihilfe leisteten. Zu bemerken ist, dass das Wasser im Bassin schon am 21. December 1843, also drei Jahre vor der Brunnen-Eröffnung, der allgemeinen Benützung überlassen wurde.

Der ehemalige Kaisergarten, jetzt Erzherzog Rainer-Palais, Haus Nr. 380 (neu Nr. 71).

Dieser freundliche Lustsitz wird zuerst im Grundbuche vom Jahre 1711 erwähnt.¹⁾ Leopold v. Engelskirchen, der weise Kaufherr und Niederläger (Grosshändler), erbaute in Mitten von Weingärten ein geschmackvolles Landhaus und legte an der Stelle der Weinrieden einen herrlichen Garten an.

Nach dessen Tode erkaufte Pius Nicolaus Garelli (erster Leibarzt Carl VI.) im Jahre 1724 diesen reizenden Landsitz wegen der hohen und gesunden Lage für sich und im Jahre 1746 (nach dessen am 21. Juli 1739 erfolgten Tode) der kaiserliche Gemahl Maria Theresia's, Franz I. von Lothringen. Letzterer erhob dieses zu einem kaiserl. Lustschlosse, erweiterte und verschönerte den Garten und in dieser Gestalt wurde derselbe vom 23. Mai bis 14. Juni 1767 zu einem wahrhaft hochwichtigen historischen Punkte, indem während dieser Zeit die grosse Kaiserin, von den Pocken befallen, hier ihr Krankenlager aufschlug.

Mit welchen Gefühlen die Wiener die Nachricht über die Erkrankung der geliebten Landesmutter aufnahmen, mit welcher aufrichtiger Liebe sie an ihr hingen, mag nachfolgende Schilderung uns belehren.

Die Erkrankung Maria Theresia's in der Zeit vom 23. Mai bis 14. Juni 1767.

Gleich am ersten Tage (23. Mai 1767), als die Nachricht in Wien bekannt wurde, dass die Kaiserin von den Pocken befallen worden sei, bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung bange Sorge. Jung und Alt, Hoch und Niedrig eilten in die Hofburg und hielten, trotz der kaiserl. Wachen, bis weit über Mitternacht alle Stiegen und Gänge besetzt, um sich über das Befinden zu erkundigen, denn man glaubte, die Kaiserin sei in der Hofburg anwesend, während sie in Wirklichkeit gleich Frühmorgens insgeheim in obiges Schloss (auf der Wiedener Hauptstrasse Nr. 71) übersiedelt war, um hier die nöthige Ruhe zu finden.

Auch in den folgenden Tagen war das Gefühl der Ungewissheit und Bangigkeit aus den Herzen der Wiener nicht gewichen. Noch immer strömte das Volk in Massen zur Hofburg. Das Getriebe der Arbeit, Handel und Wandel stockten, das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten erlahmte, die Frage, wie sich die geliebte Kaiserin befinde, drängte alles Andere in den Hintergrund! Man hielt das vierzigstündige Gebet in allen Kirchen, man setzte das „Allerheiligste“

¹⁾ Im Steuerzuschlage vom Jahre 1711 erscheint obiges „Lustgebäude“ zum erstenmale angeführt, u. zw. als Eigenthum des Niederlägers (Grosshändler) Leopold v. Engelskirchen, welcher diesen reizenden Ort zur Anlage einer Sommerfrische erwählte. Früher standen hier nur Weingärten, ein bescheidenes »Gartenhäuschen« und ein »Presshaus«, welches Hans Valentin Gottwald im Jahre 1700 errichtete.

auf den Altar aus, Schauspiele und Belustigungen wurden eingestellt und die Befürchtung, wegen des Leidens der Monarchin, hing noch immer wie eine schwere Gewitterwolke über der Stadt und dem Lande, ja über dem ganzen Reiche!!

Man sah jetzt, mit welcher Wärme das Volk an seiner Kaiserin hing. Solche Wärme keimt aber nur aus der Liebe des Volkes und diese Liebe, die sich die Kaiserin bei ihren Völkern zu erwerben wusste, war der schönste Edelstein, mit dem je eine Krone geschmückt wurde. Noch klingen die schönen Worte in allen Wiener Herzen, als einst ein ganzes Volk begeistert ausrief: „Wir wollen für unsere Kaiserin sterben!“

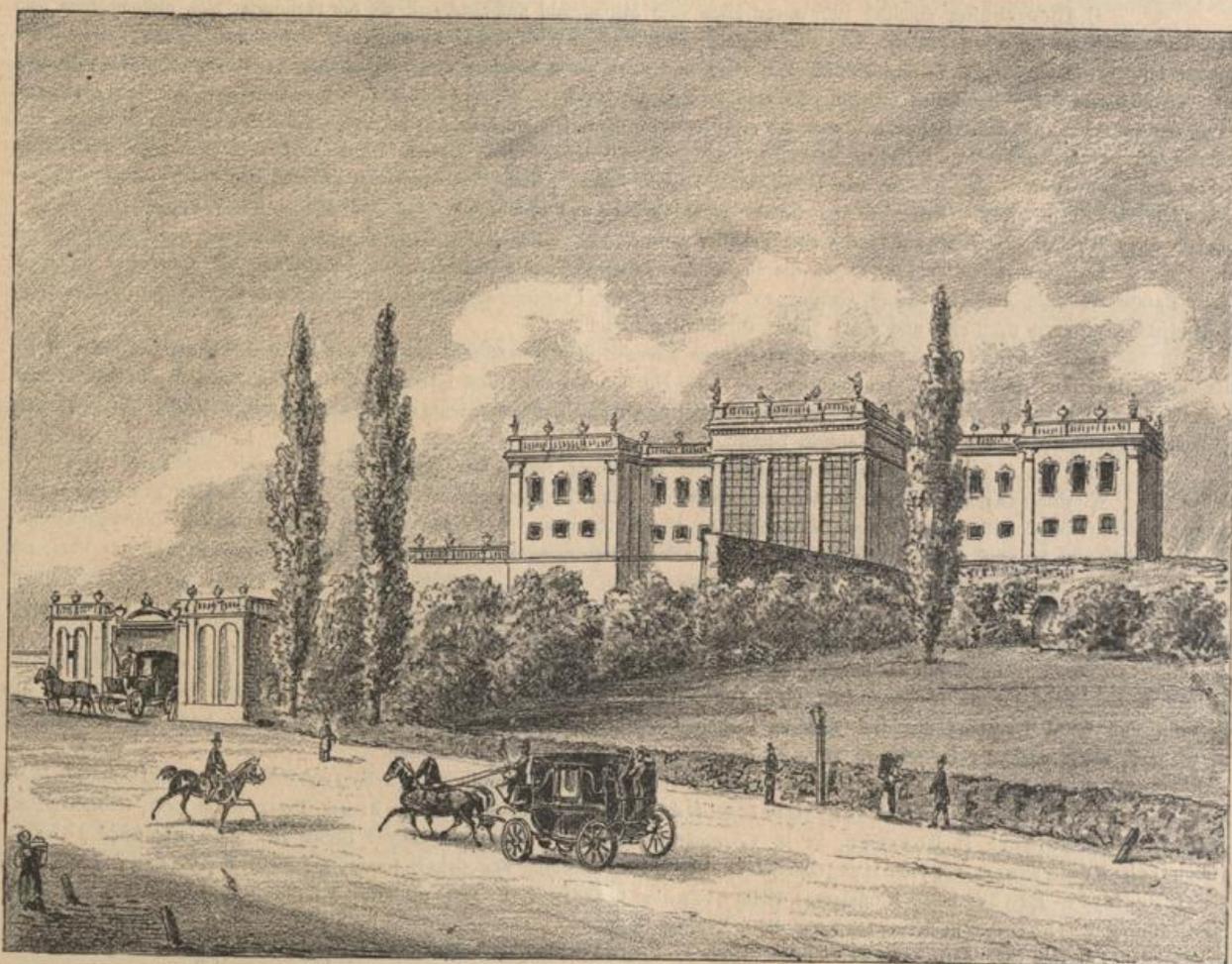


Fig. 25.

Das Palais »Geymüller« auf der Wiedener Hauptstrasse Nr. 71.

Der Tag, an welchem die Vorsehung die Monarchin ihren Völkern wiedergeschenkt (der 14. Juni), war daher ein unbegrenzter Freudentag, als aber die Kaiserin am 22. Juli im feierlichen Staate, begleitet von ihren Söhnen und Töchtern, in offenem Wagen durch die Herrengasse über die Freiong und den Hof durch die Bognergasse und über den Graben nach dem Stefansdom fuhr, um ihr Dankgebet darzubringen: da brach das Volk in enthusiastisches Freudenjauchzen aus und der Jubel wollte nicht enden und bis in die Nacht wogte das Volk in die Hofburg und rief: „Es lebe unsere Kaiserin! Es lebe Maria Theresia die Große!“

Der berühmte **Memoirist Chevenhüller**, ein verlässlicher Zeuge aus der nächsten Umgebung der Kaiserin, berichtet über die Krankheit und deren Verlauf manch' interessantes Detail.¹⁾

Doch kehren wir wieder zu unserem Gegenstand zurück.

Im Jahre 1770 veräusserte die Kaiserin die obige Realität an **Josef Grafen v. Windisch-Grätz**, worauf bis zum Jahre 1824 mehrere Besitzer aufeinander folgten.²⁾

Im Jahre 1825 erfolgte durch den späteren Besitzer **Johann Heinrich Freiherr von Geymüller** der Umbau dieser Realität in der heutigen modernen Form, wie sie zum Theile noch heute besteht und wie wir sie *sub Figur 25* im Bilde sehen.³⁾

¹⁾ **Chevenhüller** erzählt: Wir waren eben vom Mittagmahl aufgestanden, als der Hoffourier sich melden liess und vor Thränen kaum sprechen konnte. Ich eilte sogleich nach Hof und stieg zum Kaiser (Josef II.) hinauf, der eben von seiner Mutter mit verweinten Augen herauskam. Sie hatte ihm und allen ihren Kindern den mütterlichen Segen und die letzten Lehren mit verwunderbarer Standhaftigkeit erteilt. Er erzählte uns mit wenigen Worten die gefährlichen Umstände der Krankheit und nahm uns gar nicht übel, dass wir (ich und ein paar alte Diener) in laute Klagen über den bevorstehenden Verlust einer so klugen und gütigen Monarchin ausbrachen. **Prinz Albrecht** (von Sachsen-Teschen) und dessen Bruder **Clements** waren auch dazu gekommen, und obwohl der Erstere die eigentlichen Blattern nicht gehabt, so begleitete er doch das Hochwürdigste bis ins Schlafgemach. Auch am 2. Juni war die Gefahr nicht vorüber und die Kranke war von Fieber und Schmerzen so gequält, dass in allen Kirchen das vierzigstündige Gebet gehalten wurde, um von Gott die Genesung und Erhaltung der verehrten Frau zu erbitten. Erst den 4. und 5. Juni fingen die Blattern zu reifen an und man konnte sich der Hoffnung auf Genesung hingeben. Tags darauf war die Kaiserin ausser Gefahr, so dass sie einige Frauen empfing und mit ihren geheimen Cabinets-Secretären **Cornelius Freiherrn v. Tieny** und **Carl Josef v. Pichler** sprach.

Kaiser Josef II. drückte in einem eigenen Rescript dem gesammten Hofpersonale den Dank der Kaiserin für die Theilnahme aus und am 10. Juni wurden die vier Hofämter, welche den Kammerzutritt hatten, nämlich die drei Oberhofmeister: **Ulfeld**, **Chevenhüller** und **Johann Wilhelm Fürst Trautson**, dann der Oberstkämmerer **Anton Altgraf von Salm-Reifferscheid** für elf Uhr zur Kaiserin bestellt.

Maria Theresia sass neben dem Bette auf einem Sofa ganz gerade und ohne sich anzulehnen; **Josef II.** neben ihr. Wiewohl das Fenster sehr finster war, nahm man die Physiognomie ziemlich aus; sie schien noch geschwollen, die Augen waren roth, die Stirne viel weisser als sonst. Die Herren konnten vor Freudenthränen fast nicht reden, **Chevenhüller** begnügte sich nur knieend einige Worte zur Bezeugung seiner Herzensfreude auszusprechen. Die Unterredung war nur kurz, um die hohe Frau, der ohnehin noch das Sprechen schwer wurde, nicht zu ermüden. Später liess sie noch andere Frauen und Herren vor. Nur **Fürst Kaunitz**, der, obwohl er die Blattern schon gehabt hatte, dennoch nichts mehr scheute als diese und den Tod, hatte sich entschuldigen lassen. Er schrieb der Kaiserin: „*C'est plus fort que moi!*“

Bereits vom 2. Juli an empfing sie täglich die Huldigungen des Adels und der Minister, die Aerzte aber, die ihr gedient hatten, belohnte sie in gewohnter Freigebigkeit. **Van Swieten** bekam ein mit Brillanten besetztes Porträt der Kaiserin und 3000 Ducaten; die drei anderen Leibärzte **Zumelauer**, **Johann Andreas v. Restler** und **Anton Freiherr v. Stoerck**, sowie auch der Leibchirurg **Wesner** jeder ein Geschenk von 1000 Ducaten.

²⁾ Im Jahre 1787 kam **Franz Graf Wilczek** an die Gewähr; 1792 **Franz Throner**; 1801 **Ladislaus Freiherr v. Schlieber**; 1805 **Franz Graf v. Nadasdy-Fogaras**; 1806 **Johann Tost**, k. k. priv. Grosshändler; 1810 **Jacob Freiherr v. Boesner**, k. k. Commercialrath und **Victoria** geborne Freiin **Du Montet**; 1824 **Johann Heinrich Freiherr v. Geymüller**, Banquier; 1843 die Direction der österr. Sparcasse; 1844 **Ferdinand Leopold Graf Pálffy v. Erdöd**, k. k. Kämmerer; 1848 **Sidonia Gräfin v. Pálffy** (geborne Fürstin **Lobkowitz**) und 1854 **Erzherzog Rainer**, der noch gegenwärtig diese Realität besitzt.

³⁾ Das Bild datirt aus dem Jahre 1825 und ist den Randvignetten des Grafen **Vasquez** entnommen. Das Haupt-Gebäude ist terrassenförmig aufgebaut. Das flache, mit Balustraden gezierte Dach gibt dem Ganzen ein imposantes Ansehen, die beiden Seitenflügel treten mit dem Mitteltracte gleichmässig hervor, schöne Statuen zieren das Dach. Das Ganze ist mit einem englischen Park umgeben, der bis zur Hauptstrasse hervortritt; doch ist derselbe noch von der Strasse durch lebende Hecken getrennt. Erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, die alte, bei dem Haupteingange zur Rechten und zur Linken befindliche Gartenmauer, rings um diese Realität zu verlängern. Als historisches Curiosum möge auch hier bemerkt werden, dass der **Geymüller'sche Gartenpalast** unter allen Wiener Gebäuden der erste war und der schon 1832 durchwegs mit Gas beleuchtet wurde. Dieser imposante Luxus erstreckte sich hier sogar auf die Stall-, Hof- und Strassen-Laternen. Im Jahre 1832 bildete sich nämlich in Wien die erste priv. Gasbeleuchtungs-Unternehmung auf Actien, um die Beleuchtung von öffentlichen und Privat-Gebäuden durch ein aus Harzöl entwickeltes Gas zu bewirken.

Diese interessante Neuerung griff bald um sich, und bald sah man Privat- und Staatslocale mit diesem Gas beleuchtet. **Geymüller** ging mit gutem Beispiele voran, ihm folgte dann die kaiserliche Hofmüchke in der Hofburg,

Das Haus „zum blechernen Thurm“ Nr. 401 (neu 85)

zählt zu den ältesten Häusern dieser Vorstadt. Schon die alterthümliche Bauart, das hohe Dach, die schmalen Fenster mit Eisengittern, die breiten Thorflügeln, der „Erker“ und die mit Rissen und Sprüngen bedeckten Mauern, vor Allem aber der hohe „blechgedeckte Thurm“, von dem die anstossende Gasse ihren Namen „Blechthurm-gasse“ erhielt, gaben dem Ganzen ein ehrwürdiges Ansehen. Dieses Haus und das nächst folgende Nr. 402 (heute Matzleinsdorferstrasse Nr. 1) bildeten die Grenzscheide der beiden Bezirke „Wieden“ und „Mätzelsdorf“ und zwischen beiden Häusern befand sich im Hohlwege ein „uraltcs Wahrzeichen“, bestehend aus einer verwitterten Steinsäule, deren Spitze mit einem eisernen Kreuze gekrönt war, wobei aber weder eine Aufschrift, noch sonst ein Schriftzeichen den Ursprung erkennen liess. Wahrscheinlich war dieselbe eine jener vielen uralten „Vorivsäulen“, wie wir ihnen in der Umgebung von Wien noch in den Dreissiger-Jahren so häufig begegnen. Im Jahre 1805 wurde diese Säule wieder entfernt.¹⁾

Das hohe Alter dieses Gebäudes ist übrigens schon dadurch erwiesen, dass bereits vor zweihundert Jahren die benachbarten Gründe (damals Ziegelbrennereien, Wiesen und Felder) von diesem Hause den Namen „Blechthurm-feld“ erhielten.²⁾

Interessant ist auch die Bemerkung, dass am Blechthurm-felde in einem dieser Häuser, u. zw. im Hause Nr. 391 (heute Blechthurm-gasse Nr. 1) die „Schießstätte der Wiener Bürgerschaft“, sich befand.³⁾

Die Schützen-gesellschaft bildete hier eine, für sich selbstständige Körperschaft, mit einem „Ober-“ und „Unter-Schützenmeister“, die durch Mehrheit der Stimmen gewählt wurden und die, sammt den andern Mitgliedern mit ihrer eigenen „Schützenordnung“ dem Magistrate unterstanden.

Diese Schiess-Uebungen gaben zu manchen Festlichkeiten Veranlassung; so z. B. wurden die Schützenmeister-Wahlen durch „Valet“ und „Kränzel-Schießen“ und besonders freudige Ereignisse durch sogenannte „Freudenschießen“ gefeiert, die nicht selten den Bürgern und dem Bürgermilitär zu patriotischen Kundgebungen Veranlassung gaben. Hier hatte man wie nirgends so bald Gelegenheit, die Wiener Bürger von ihrer ureigensten, gemüthlichen, liebenswürdigen Seite kennen zu lernen. Wer von den alten Wienern erinnert

dann die fünf Zeichensäulen der bildenden Künste der Akademie im St. Anna-Gebäude, ferner das Wagner'sche Caféhaus im Prater, die Nationalbank, das Local der ersten österr. Brandversicherungs-Anstalt, der Neustädterkeller in der Pressgasse und das Schottenthor, etc. etc. Das ganze Geschäft leitete die Continental-Imperial-Gasbeleuchtungs-Anstalt und der hiezu nöthige Gasometer wurde in Fünfhaus gelegt, wo er noch besteht.

¹⁾ Der um Alt-Wien so verdienstvolle Forscher Alois von Bergensstamm erwähnt diese Säule in seinem interessanten Werke: „Markt- und Grundsteine in und um Wien mit Illustrationen aller alten Säulen und Denksteine zur Berichtigung des Wiener Burgfriedens.“ Das Werk wurde im Auftrage des niederösterreichisch ständigen Abgeordneten-Collegiums im Jahre 1795 zusammengestellt und befindet sich noch gegenwärtig als Manuscript im Archive der Landstände.

²⁾ Das Grundbuch aus dem Jahre 1697 nennt hier im Hause einen Gasthof „zum blechernen Thurm“, dessen Besitzer „Wolff Wilhelm Kiedl, Braumeister zu St. Margarethen an der Wien“ war.

Ferner heisst es dort weiter: „Drei Viertel und ein halbes joch Weingarten am Radeck im Blechthurm-felde, worauf Haus und Stadt zum blechernen Thurm gepaut ist.“

³⁾ Die Schiessstätte war sehr umfangreich und umfasste nicht blos die zum Hause Nr. 391 (neu Nr. 1) gehörigen Grundstücke, sondern auch die zum Hungelbrunn Nr. 7 gehörigen umfangreichen Schödl'schen Ziegelofengründe. Die Schiessübungen währten hier vom Jahre 1832 bis zum Herbst 1848.

sich nicht mit Freuden z. B. jenes herzerhebenden Festes, das am 29. August 1847 abgehalten wurde und durch volle sieben Tage bis zum 4. September andauerte. Es war dies das letzte „Freischiessen“, das letzte solenne Verbrüderungsfest zwischen den Wiener Bürgern und dem Bürgermilitär, ehebevor noch Alles von den Sturmwoagen der Achtundvierziger-Bewegung mit fortgerissen wurde. Einiges Wenige über dieses Fest möge (seines besondern Charakters wegen) hier eine Stelle der Erinnerung finden.

Das Freischiessen am 29. August bis 4. September 1847 im Hause Nr. 391 (neu Blechthurm-gasse Nr. 1).

Viele Hunderte von Schützen, darunter zumeist Wiener Bürger und Bürgermilizer (Bürgermilitär) waren am Festplatze erschienen, und weil auch jeder Bürgermilitär ohne Ausnahme Mitglied dieser Schützengesellschaft sein musste, so erklärte sich auch der

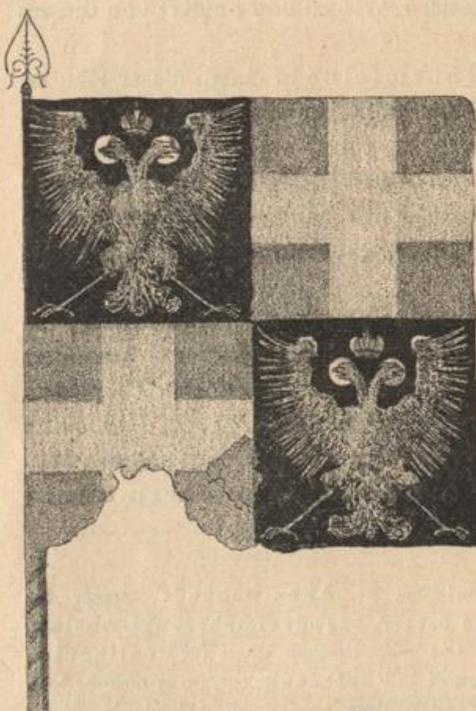


Fig. 26. Aelteste Bürgerfahne.

Zunächst militärische Charakter dieses Festes. Trotz der Glühhitze des Hochsommers waren viele in Uniform erschienen. Die Schiessstätte glänzte im hellen Festschmucke, mit Blumen, Bändern und alten Wiener Bürgerfahnen reich geziert. Unter letzteren prangte auch zwischen kostbaren Siegestrophäen jene hochinteressante „älteste Bürgerfahne“, die schon während der ersten Türkenbelagerung (1529) von den Mauern der Löwelbastei wehte und als wahrhaft historische Reliquie unsere volle Bewunderung verdient. Sie litt zwar im Laufe dreier Jahrhunderte grossen Schaden, ist uns aber dennoch bis zur Stunde erhalten geblieben und zählt heute zu den kostbarsten Denkmälern, welche die Wiener aus dem XVI. Jahrhundert besitzen, daher ich eine genaue Abbildung derselben *sub Figur 26* nebenstehend zur Anschauung bringe.¹⁾

Die Gesellschaft, die hier zusammenkam, unterhielt sich in gemüthlichster und ungezwungenster Weise. Das Fest nahm seinen ungestörten Verlauf und nicht ein einziger Misston trübte die fröhliche Stimmung. Zuerst betheiligte man sich allen Eifers an den „Schiessübungen“, als aber der Abend herandämmerte, auch an den Freuden der Tafel. Der Wein löste die Herzen und Zungen. Zahlreiche Toaste wurden ausgebracht. Man liess die Todten leben und erinnerte sich jetzt mit beredten Worten der Grossthaten unserer Vorfahren, der Verdienste des alten Bürgermilitärs, man erinnerte sich auch der ritterlichen, bürgerlichen „Scharfschützen“, des tüchtigen „Bombardier-Corps“, der schmucken Bürgercavallerie und vor Allem des so opferwilligen Aufgebotes vom Jahre 1797.

¹⁾ Diese älteste Fahne der Wiener Bürger ist aus schwarz-weiss-rother Seide, enthält vier gleich grosse Felder im Quadrat, wovon zwei den österreichischen Reichsadler und zwei das Stadtwappen darstellen. Sie

Längst verklungene Worte und Namen wurden wieder laut und zuletzt ertönten aus allen Kehlen Freiheits- und Kriegs-Lieder, die im Herzen eines jeden Wieners mächtig wiederhallten, wie z. B. das schöne patriotische Lied, das mit den Worten anhub:

„Habsburgs Thron soll dauernd stehen,
Oesterreich soll nicht untergehen!“

oder:

„Zinaus, Zinaus
Mit frohem Muth!
Zinaus ins Feld der Ehre!
Damit der Feinde Uebermuth
Nicht unserer Brüder Hab und Gut
Und unser Land verheere!“

Man fühlte sich in dieser gehobenen Stimmung von jenem unaussprechlichen gewaltigen Gefühle ergriffen, das einige Monate später so wunderbar die Märztage einleitete. Diese dithyrambische Begeisterung war aber auch zugleich ein sicheres Unterpfand für das Gelingen der künftigen Tage, ein Zeichen, dass jener Geist der Tapferkeit und Tüchtigkeit, der Jahrhunderte lange über Wien gewaltet, auch jetzt noch in der Brust des Wieners nicht erstorben sei, dass jene sonnige Fröhlichkeit, jene harmlose Gemüthlichkeit und herzgewinnende Gutmüthigkeit, durch die sich Altwien von allen anderen Städten so vortheilhaft auszeichnete, bei den Wienern noch immer fortlebe und fortbestehe!! Welch' hohe Bedeutung übrigens das **Wiener Bürgermilitär** für Altwien hatte, welche wichtigen Dienste es demselben in den Tagen der Noth und Gefahren geleistet, steht im Buche der Geschichte mit grossen goldenen Buchstaben geschrieben und wird auch von den spätesten Enkeln anerkannt werden.

Das Wiener Bürgermilitär

datirt aus der ältesten Zeit, als es noch keine stehenden Heere, keine gemeinsame Bewaffnung und gleichmässige Bekleidung (Uniform) gab. Seine förmliche Organisirung aber beginnt erst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, als die Furcht vor einer Türkenbelagerung für Wien immer ernstere Vorbereitungen erheischte. Füglich darf das Jahr 1515 für die erste Organisirung des hiesigen Bürger-Regiments und dessen Uniformirung angenommen werden. Es war in vier Compagnien, unter je einem Fähnlein eingetheilt und nach den vier Stadt-Vierteln (**Stuben**, **Kärnthner**, **Wimmer** und **Schotten-Viertel**) benannt.¹⁾

war bis in die neueste Zeit im bürgerlichen Zeughaus Am Hof aufbewahrt, befindet sich aber gegenwärtig im neuen Waffen-Museum des Rathhauses, wo sie einen hervorragenden Ehrenplatz einnimmt. Im Jahre 1868 musste sie an einigen Stellen restaurirt werden und in dieser theilweise erneuerten Gestalt sehen wir sie hier im Bilde dargestellt.

¹⁾ Dass die Wiener Bürger-Milizer bereits im Jahre 1515 bewaffnet und gleichmässig uniformirt waren, geht schon aus den Berichten der Stadt-Chronik hervor. Wir erfahren daraus, dass bereits am 16. Juli 1515 eine Schaar Milizer (1500 Mann), rothgekleidet, nach neuer Weise mit Lanzen und Hellebarden wohl bewehrt, unter Anführung von sechs geharnischten Rathsherren dem Kaiser Maximilian entgegentzogen, als er mit König Ladislaus von Ungarn und Sigmund von Polen in Wien seinen feierlichen Einzug hielt. Vidi: Rohrer's Bürger-Almanach: „Denkmale rühmlich erfüllter Bürgerpflicht ex anno 1806.“

Die Hauptpflicht der Milizer in Friedenszeiten bestand hauptsächlich in der Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit besonders bei Feuersgefahr, in der Verherrlichung öffentlicher Feste und in der strengen Bewachung der Stadthore und der nöthigen Sorgfalt beim Oeffnen und Schliessen derselben. Hierauf bezieht sich eine merkwürdige **Stadtordnung** Ferdinand I. vom 12. März 1526.¹⁾

Sie hatten auch ihre festgesetzten Waffenübungen vornehmlich im Schiessen. In der **Armbrust** waren sie sehr geschickt und ihre „**Schützenmeister**“ hoch angesehen und genossen auch im Ausland grossen Ruf.

In Kriegszeiten, wenn Noth an Mann war, wenn der geliebten Stadt Gefahr drohte, wenn die Rechte des Vaterlandes oder des Landesfürsten angetastet wurden: dann griffen sie stets mit freudigem Muthe und heldenmüthiger Ausdauer zu den Waffen und thaten Wunder der Tapferkeit. Bei der zweiten Türkenbelagerung 1683, als die Nothwendigkeit zur Vertheidigung begreiflicher Weise noch ernster wurde, führte man die Organisirung der Milizer noch strenger durch. Sie erhielten jetzt vier neue Compagnien, „**Jung-Viertel**“ genannt, nämlich (**Jungstübner, Jungwiedner, Jungschottner und Jungkärnthner**).²⁾

Auch eine **Büchsenmeister-Compagnie** von 100 Bürgern unter Anführung des Zeugwart **Daniel Kollmann** wurde gebildet, welcher bekanntlich Graf Starhemberg unterm 27. Mai 1684 das ehrenvollste Zeugniß ertheilte. Im Jahre 1704 bestand die Bewaffnung der Bürger theils in „**Lanzen**“, theils in „**Stutzen**“, die Officiere aber hatten „**Kellebarden**“. Man übte sie bereits im Scheibenschiessen und unterrichtete sie in der Feuerwerkskunst, wobei sich der Stadt-Zeugwart **Anton Opel** sehr verdient machte. Aus dieser Schule ging auch einige Jahre später das berühmte bürgerliche **Artillerie-Bombardier-Corps** hervor. Bei Gelegenheit der Huldigungsfeier Maria Theresia's am 22. November 1740 erschien das Bürgermilitär nicht mehr mit Lanzen, sondern zum erstenmale durchaus mit Gewehren bewaffnet.

Am 28. April 1742 wurde der Monarchin eine förmlich militärische Verfassung unter dem Namen „**Reglement**“ von den Milizern vorgelegt und von ihr auch bewilligt; um diese Zeit auch das berühmte bürgerliche **Schützen-Corps** gebildet, wobei als Stifter und erster Hauptmann dieses Corps **Jacob Wolf von Ehrenbrun** zu betrachten ist. Die Uniformirung war durchwegs dunkelgrün. Dies spornte bald auch das Bürger-Regiment und das Artillerie-Corps zur Nacheiferung an, um bei ihnen eine einförmige Kleidung einzuführen. So wählte denn das **Bürger-Regiment** die rothe Farbe für seine Röcke und für die Westen die verschiedenen Farben der Viertel; das **Artillerie-Corps** aber die blaue Farbe für die Röcke und die rothe für die Westen, zugleich räumte Maria Theresia den Bürgerofficieren das Recht ein, die kaiserlichen Ehrenzeichen tragen zu dürfen und beglückte am 26. Juni 1767 die Bürgerschaft mit ihrer hohen Gegenwart auf der Schiessstätte, wo der **Zubertsburger-Friede** durch ein „**Freudenschiessen**“ gefeiert wurde. Im Jahre 1790 finden wir das Bürgermilitär abermals neu adjustirt. Das Regiment hatte bereits eng am Leibe anliegende Röcke; der bisher von dem Rocke verdeckte „**Degen**“ war mit einem von Aussen in weisser Kuppel hängenden „**Säbel**“ vertauscht und sämmtliche Mannschaft

¹⁾ Diese Stadtordnung lautet: „Dieweil die nottdurst insonderheit erfordert die Statthor in sorgfeltiger verwarung zu haben, so ist vnser sazung das hinsüro vnser Bürgermaister die Schlüssel zu den aussern, vnd jenen Thoren, mit Vleis verwaren, vnd darinnen guete Ordnung mit rat des Statrats alwegen halte.“

²⁾ Nach **Schmägels** „**Lobspruch der Stadt Wien**“ waren die Sammelplätze der Miliz folgende: Für das **Wiedner-Viertel** der Graben; für das **Stuben-Viertel** das Lugeck; für das **Schotten-Viertel** der Hof; für das **Kärnthner-Viertel** der Neue Markt. Nach den Aufschreibungen der alten Stadtrechnungen hatten die **Stuben-Viertler** Röcke von gelber Farbe mit schwarzen Borten; jene vom **Kärnthner-Viertel** derlei von rother und weisser Farbe; jene aus dem **Wiedner-Viertel** solche weiss und gelb und die vom **Schotten-Viertel** roth und gelb.

mit Gewehr, Patronentasche und Säbel versehen. Das „Bürger-Regiment“ zählte damals schon 6700 und jedes der beiden Corps über 300 Mann.

Nach einem in der Wiener Stadt-Bibliothek befindlichen werthvollen Bilde zeige ich im Nebenstehenden *sub Figur 27*: „Die allgemeine Landesbewaffnung der treuen Oesterreicher“ aus der Zeit vom Jahre 1797.¹⁾



Fig. 27.

Die allgemeine österreichische Landesbewaffnung aus dem Jahre 1797.

Im Jahre 1806 war das Bürger-Corps bereits 4500 Mann stark und erhielt eine eigene Grenadier-Division, ebenso auch das Corps der Schützen und Schutzverwandten eine Grenadier-

¹⁾ Dieses Bild versinnlicht uns die Landesbewaffnung der Oesterreicher aus dem Jahre 1797. Die Uniformirung erscheint hier bereits zweckmässiger und verschönert. Die Röcke der Officiere finden wir bereits von den Hüften an zurück geschnitten, die unteren Spitzen umgeschlagen, den Rockkragen bis an das Kinn erhöht, die Weste abgekürzt, das weisslederne Riemzeug, sowie den Leibriemen mit einem schwarzen Riemen vertauscht. Das Blechschild mit am Leibriemen dem Namenszeichen des Kaiser Franz II. (nämlich F II) versehen, die Gewehre bereits mit kleineren Steinschlössern und die Säbeln mit zierlicherem Korbe. An die Stelle der Schuhe und Strümpfe und den späteren Gamaschen traten bereits die hohen Stiefel; die dreispitzigen Hüte (für die Unterofficiere und Officiere mit Goldborden) hatten Cocarden und Federbüsche von dunkelblauer und rother Farbe.

Division in dunkelblauer, hochroth egalisirter Uniform mit goldenen Epauletts. In dieser Adjustirung bezog schon am 16. Jänner 1806 die neue Grenadier-Division des Bürger-Regiments die Hofburgwache zum ersten Male unter ihrem Hauptmann **Mayer**.

Die beiden anderen Grenadier-Divisionen (der Schützen und Schutzverwandten) wurden zum zweiten Bürger-Regiment erhoben und der kaiserliche Kronprinz Erzherzog Ferdinand als General en Chef dem sämmtlichen Bürgermilitär vorgesetzt. Auch das zweite Bürger-Regiment und alte Corps erhielt jetzt eine eigene „Musikbande“ und neue „Embleme“ auf seine rothen Aufschläge, nämlich mit Silber in blau gewirkte „Oelzweige“ und „Granaten“ und auf den Patrontaschen das „städtische Wappen“. Zuletzt vertauschten die Bürger-Regimenter und das Artillerie-Corps die rothen Beinkleider mit weissen und die „Hüte“ mit „Czakos“ und das bürgerliche Scharfschützen-Corps die „Helme“ mit „Hüten“. Im Jahre 1837 wurden unter allen Corps zu Fuss „dunkelgraue“ und bei der Cavallerie „dunkelblaue“ Pantalons eingeführt.

In dieser Gestalt sahen zwar noch unsere Väter das alte Wiener Bürgermilitär doch die kriegerische Epoche war längst zu Ende und die langen Friedensjahre liessen nichts weiter zurück als einen harmlosen Paradedienst, in welchem sich der kriegerische Geist verflüchtigte und das Ganze zu einer leeren Schablone herabsank.